



DIE KARAWANE

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

Vierteljahreshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde



NORDAFRIKA

Rom und seine Erben in den
Maghrebstaaten

Bild auf der Titelseite:
Romulus und Remus werden von der Wölfin gesäugt (Tripolis, Museum)

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

© Verlag Die Karawane - Ludwigsburg 1970
Satz und Druck: E. Wachter, Bönningheim

DIE KARAWANE
11. Jahrgang 1970 — Heft 3

NORDAFRIKA

Rom und seine Erben in den Maghrebstaaten



herausgegeben im

KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG

mit Unterstützung der Karawane-Studienreisen des

Büros für Länder- und Völkerkunde

Ludwigsburg

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
VORWORT	3
<i>Dr. Vera F. Hell</i>	
VOLUBILIS, eine römische Stadt in Marokko	5
<i>Dr. Vera F. Hell</i>	
AIN TUNGA — Thignica	13
<i>Dr. Jürgen Lehmann</i>	
RÖMISCHE MOSAIKEN IN NORDAFRIKA	15
<i>Dr. Franz-Ulrich Simon</i>	
DIE BYZANTINER IN NORDAFRIKA	27
<i>Dr. Wilhelm Kohlhaas</i>	
DAS REICH DER VANDALEN	45
<i>Peter Albrecht</i>	
DIE BERBER	61

VORWORT

In unserem Verlag sind in der Vergangenheit schon etliche Beiträge zur Geschichte, Archäologie, Kunstgeschichte und Wirtschaft der nordafrikanischen Staaten erschienen, sei es in den Karawane-Taschenbüchern, in der Vierteljahreszeitschrift „Die Karawane“ oder in den Logbüchern. Mit diesem Heft legen wir Ihnen weitere Aufsätze zu diesem Themenkreis vor, zur Ergänzung und Vertiefung der bereits vorhandenen. Auch das nächste Heft wird Nordafrika gewidmet sein — mit Beiträgen von Univ. Prof. Dr. U. Mann: „Glanz und Elend des römisch-afrikanischen Christentums“ und Dr. F. Otten: „Die Geschichte Karthagos“.

Schon immer hat die nordafrikanische Küste Eroberer, Kaufleute und Kolonisatoren angezogen, angefangen mit den Phöniziern und endend mit den Franzosen im 19. Jahrhundert. Das wirtschaftliche Gewicht dieses Raumes, der im römischen Reich als „Kornkammer Italiens“ bezeichnet wurde, hat sich heute durch das Erdöl verstärkt — und wie schon in der Antike rufen politische Veränderungen in den Maghrebstaaten u. U. wirtschaftliche Schwierigkeiten in Europa hervor. So versuchen wir mit unseren Veröffentlichungen, die Wurzeln und Grundlagen dieses Raumes zu erfassen, die kulturellen und bevölkerungspolitischen Zusammenhänge aufzuzeigen, die zu der Bildung dieser Länder geführt haben.

Peter Albrecht

Vera F. Hell

VOLUBILIS, EINE RÖMISCHE STADT IN MAROKKO

Im Gegensatz zu Algerien oder Tunesien kann Marokko nur mit wenigen römischen Ruinenstädten aufwarten. Neben Lixus und Sala (bei Rabat) ist es vor allem Volubilis, das den größten und interessantesten Denkmalbestand hat und dessen Ausgrabungen überraschend qualitätvolle Einzelfunde erbrachten.

Die Lage der Stadt auf einem Plateau am Fuße des Zerhounmassivs ist besonders im blumenreichen Frühling überaus eindrucksvoll. Ölbaum- und Steineichenwälder reichen bis an das Stadtgebiet, und in der fruchtbaren Ebene wachsen Obst- und Zitronenbäume, werden Weinreben angebaut. Zur Zeit der größten Blüte, im 2. und 3. Jahrhundert, hatte Volubilis 30—40 000 Einwohner. Das Stadtgebiet betrug etwa 40 ha, war von einer 2350 m langen Mauer umzogen, die 35—40 halbrunde Bastionen und 8 Tore aufwies. Innerhalb der Stadt, im westlichen Teil, fließt der kleine Oued Fertassa, im Süden, aber außerhalb der Mauer, der Oued Khouman.

Im Jahre 1721 veröffentlichte der Engländer John Windus eine erste Beschreibung der Ruinenstadt, die damals Ksar Pharoun genannt wurde. Er muß viele Gebäude in einem besseren Zustand gesehen haben, als wir es heute können, denn das große Erdbeben von 1755, das Lissabon zerstörte, ließ auch hier vieles zusammenfallen. Tissot, der französische Gesandte in Marokko, konnte dann 1874 den Ruinenbezirk mit Volubilis identifizieren. Die ersten Ausgrabungen unter der Leitung von de la Martinière von 1887—90 brachten über 60 Inschriften zutage, die Aufschlüsse über die Stadtgeschichte und Hinweise zur Identifizierung der Gebäude gaben. 1915 begannen neue Ausgrabungen, die bis heute andauern; trotzdem sind weite Gebiete in den östlichen, südlichen und westlichen Stadtteilen noch nicht freigelegt. Die Funde zeigten, daß das Plateau schon in der Jungsteinzeit und in der Bronzezeit besiedelt war. Punische Inschriften gaben zu der Vermutung Anlaß, daß Volubilis die Hauptstadt jenes nicht recht faßbaren Königreichs Mauretaniens war, das im 4. Jahrhundert v. Chr. durch den Zusammenschluß mehrerer Berberstämme gegründet worden sein soll. Von den Römern richtete zuerst Kaiser Augustus sein Interesse auf dieses Land im äußersten Westen. Er verlieh Tingis (Tanger) die Stadtrechte und gründete mehrere Kolonien. Im Jahre 25 v. Chr. setzte er Juba II. als König von Ost- und Westmauretaniens ein. Dieser Juba

war nach dem Selbstmord seines Vaters von der Schwester des Oktavian in Rom erzogen worden. Er diente im römischen Heer, heiratete Kleopatra, die Tochter jener berühmten Kleopatra und des Antonius. Nach seiner Inthronisierung hielt er in Caesarea (Cherchell) Hof und erhob Volubilis zur zweiten Residenz. Er war ein gebildeter und kunstverständiger Mann, der lateinisch, griechisch und punisch sprach. Für seinen Privatbedarf ließ er eine Bibliothek und Kunstsammlung zusammentragen, so daß man Caesarea auch das kleine Alexandria genannt hat. Seine eigenen umfangreichen enzyklopädischen Werke haben sich nur in Fragmenten erhalten. Er schrieb über die Geschichte Roms, Arabiens und Libyens, verglich römische mit griechischen Sitten und verfaßte eine Geschichte des Theaters. Seine persönlichen Qualitäten dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß Rom ihn als Aushängeschild benutzte und unter diesem Deckmantel eine sehr reale Kolonialpolitik betrieb. Sein Sohn Ptolemäus (23—40) wurde auf Befehl des Kaisers Caligula ermordet und Mauretanien dann offiziell dem Reich eingegliedert. Diese Eingliederung verlief allerdings nicht friedlich: Ein freigelassener Sklave des berberischen Königs Ademon wiegelte die Mauretanier gegen Rom auf, und der prätorianische Legat Suetonius Paulinus, der als der kriegserfahrenste Mann seiner Zeit galt, mußte in den Jahren 41/42 das Land erobern. Volubilis erkannte sehr schnell die veränderte politische Situation und stellte unter dem Befehl des Marcus Valerius Severus ein Hilfskorps auf, das bei der siegreichen Bekämpfung der Revolutionäre entscheidend beteiligt war. Der Ort erhielt dafür das römische Stadtrecht, Gebietswachs und Steuerfreiheit für 10 Jahre. Eine Statue des Marcus Valerius Severus wurde später auf dem Forum aufgestellt; ihr Sockel ist heute noch vorhanden.

Kaiser Claudius (40—54) teilte im Jahre 44 die neue Provinz in Mauretania Caesarensis und Mauretania Tingitana. Neue Straßen wurden angelegt, um das Land zu befrieden. Tanger, Lixus und Sala wurden durch eine Küstenstraße miteinander verbunden, Volubilis durch Straßen mit Sala und Tanger. Südlich von Meknes und Sala wurde ein Limes gegen die Raubzüge der Berbernomaden aus dem mittleren Atlas errichtet. Aber selbst in der Blütezeit der römischen Herrschaft lebten die Siedler und Kaufleute in einem dauernden Kriegszustand, denn die Nomaden mußten, um ihre eigene Existenz zu sichern, zu bestimmten Jahreszeiten mit ihren Herden in die fruchtbaren Ebenen herunterziehen. Volubilis hatte durch seine Grenzlage unter diesen Einfällen besonders zu leiden und wurde später deshalb von vier befestigten Lagern umgeben.

Trotz dieser Unsicherheit gab es auch damals einen Transsaharahandel, denn das Gold Guineas, Elfenbein, Straußenfedern, Raubtiere und Sklaven waren hochbegehrte Güter. Die Verbindung mit dem reichen Süden war auch der Zweck von drei römischen Expeditionen, die vom Mittelmeer an den Niger vorstießen, allerdings durch das Hoggargebiet im heutigen Algerien. Ein anderer, wahrscheinlich auch sehr alter Handelsweg, führte von Marokko aus durch das Tafilatgebiet nach Süden. Die Stadt Sijilmassa bei Rissani am Sahararand soll nach Leo Africanus von einem römischen Feldherrn gegründet worden sein und ursprünglich Sigillum Massae geheißen haben. Heute findet man dort ein ausgedehntes Ruinenfeld. Die wenigen datierbaren Trümmer und die zahlreichen Scherben sind zwar islamischen Ursprungs, aber eine großangelegte Grabung könnte wahrscheinlich Aufschlüsse über eine römische Vergangenheit geben. Im 3. Jahrhundert, vielleicht auch schon früher, residierte der Prokurator von Mauretania Tingitana in Volubilis. Für ihn wurde zur Zeit des Kaisers Gordianus III. (238—44) der sogenannte Gordianus-Palast gebaut. Der Name ist durch eine Inschrift gesichert. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts begann der Niedergang, die Verbindung mit dem Mutterland riß ab, und die reichen Kaufleute kehrten nach Italien zurück. Der Berberstamm der Aouraba nahm die Stadt in Besitz und nannte sie Qalila. 788 fand der Flüchtling Idriss, ein Urenkel Mohammeds, hier nach zweijähriger Flucht Aufnahme. Er konnte dem Mörder des Abbassidenkalifen Mansur bei Fakh — in der Nähe von Mekka — gegen die Anhänger und Familienmitglieder Mohammeds entkommen. Sein Führungs- und Organisationstalent muß beträchtlich gewesen sein, denn in den drei Jahren, die er noch lebte, bekehrte er den Aouraba-Stamm zum Islam, wurde als ihr Stammesführer anerkannt und gründete Fes. Sein Tod hat fast romanhafte Züge: Harun ar-Raschid schickte einen Meuchelmörder nach Qalila. Er war als Arzt verkleidet, konnte das Vertrauen und die Freundschaft von Idriss erwerben, und als dieser einmal Zahnschmerzen hatte, verabreichte er ihm an Stelle einer Medizin Gift. Der einzige Sohn von Idriss und einer Berberin wurde zwei Monate nach seinem Tode geboren, der Stamm zog ihn auf und machte ihn mit elf Jahren zum König. Idriss II. baute Fes zu einer Residenz aus und zog mit dem ganzen Stamm dorthin. Das Grab seines Vaters aber blieb in den Bergen unweit von Volubilis. Es wurde von Pilgern besucht, und langsam entstand eine kleine Stadt, die den Namen Moulay Idriss („Herr Idriss“) annahm. Sie ist die heiligste Stadt Marokkos, jedes Jahr im September findet ein großer Moussem (Fest zu Ehren eines

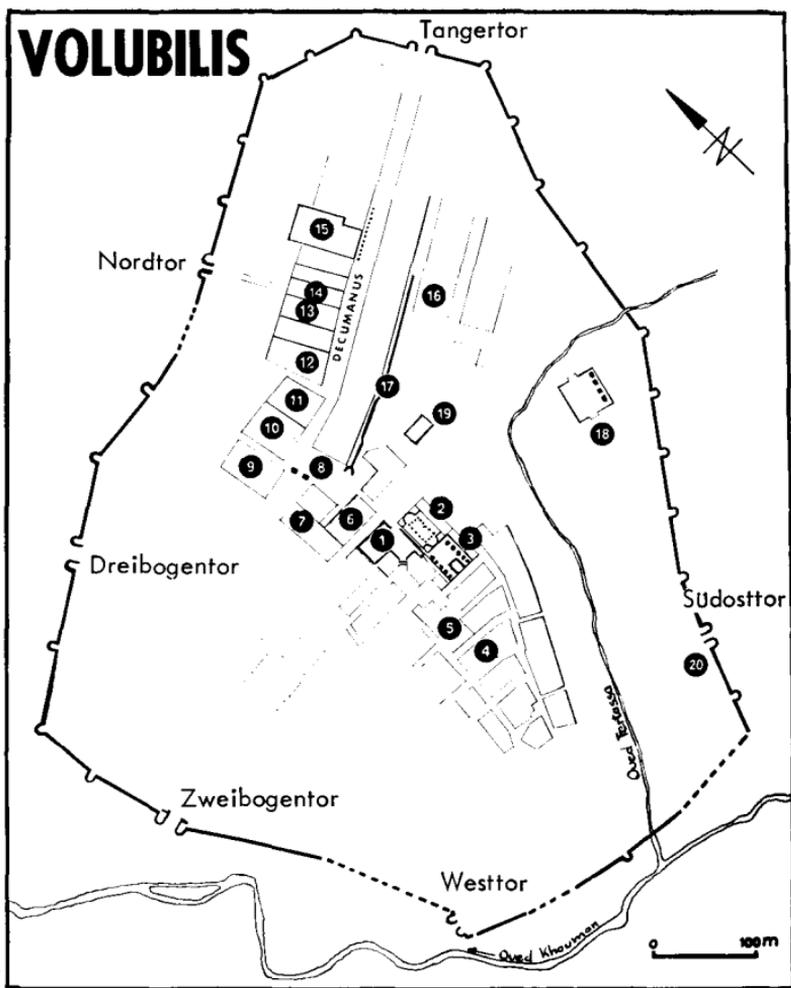


Moulay Idriss

Heiligen) statt. Vom Kapitilstempel in Volubilis kann man gut die 4 km entfernt liegende Stadt auf den beiden Kuppen unterhalb des Zerhoun-Massivs sehen. Außerhalb der Wallfahrtszeit darf man auf den kleineren Hügel hinaufsteigen und von oben auf das Heiligtum mit dem Grabmal, den Pilgerherbergen und ihren Höfen hinunterblicken. Gelangt man bis zum heiligen Bezirk, so sieht man durch das Eingangstor eine lange Straße, die hinten von einem zweiten Tor verschlossen ist. Interessanter ist der vorgelagerte Pilgerplatz, wo man Wallfahrtskerzen kaufen kann, die mit buntem Papier beklebt sind, Weihrauch, Süßigkeiten, Koraninschriften, Käppchen und bedruckte Tücher.

Volubilis wurde über 1000 Jahre lang als Steinbruch benutzt. An einer Medrese in Moulay Idriss kann man noch antike Steine erkennen; im Badi-Palast in Marrakesch, im Grabmal und Palast des Moulay Ismail in Meknes wurden Säulen und Kapitelle verwendet.

Erst mit dem Wissen um die Geschichte wird ein Gang durch die Trümmerstadt lebendig und anschaulich, denn die Gebäudetypen sind uns aus anderen Römerstädten bekannt und die Qualität der Architektur ist provinziell. Die vorrömische Stadt muß wesentlich kleiner gewesen sein. Ihr Markt lag an derselben Stelle wie das Forum der Römerzeit. Einen Hinweis auf den Verlauf der älteren Stadtmauer geben zwei Mausoleen, die später von römischen Villen überbaut wurden, und ein kleiner Mauerrest. Die heute sichtbaren Bauten stammen meist aus dem 3. Jahr-



Volubilis, Planschema

- | | |
|------------------------------|---|
| 1 Forum | 11 Haus des Reiters |
| 2 Basilika | 12 Haus der Arbeiten des Herkules |
| 3 Kapitol | 13 Haus des Dionysos
und der vier Jahreszeiten |
| 4 Orpheus-Haus | 14 Haus des Nymphenbades |
| 5 Gallienus-Thermen | 15 Palast des Gordian |
| 6 Haus des Desultors | 16 Haus der Venus |
| 7 Haus des Hundes | 17 Aquädukt |
| 8 Triumphbogen des Caracalla | 18 Tempel |
| 9 Haus des Epheben | 19 Tempel |
| 10 Haus der Säulen | 20 Südosttor — Eingang |



Volubilis, Kapitol

hundert; bei den öffentlichen Anlagen handelt es sich durchweg um Stiftungen reicher Bürger. So ließ im Jahre 217 der kaiserliche Prokurator Marcus Aurelius Sebastenus einen Triumphbogen zu Ehren Caracallas und der Julia Domna errichten. In derselben Zeit wurde der Kapitilstempel neu erbaut und wohl auch die fünfschiffige Basilika, deren Arkaden der Längsseite sich zum Forumsplatz hin öffnen. Die Villen der Reichen lagen vor allem im Nordwesten zu beiden Seiten des Decumanus Maximus. Man hat sie wegen ihrer hellenistischen Merkmale auch schon mit Häusern in Delos verglichen. Jedes Haus besaß eine Wasserleitung, die den Brunnen im Hof speiste. Für die kalten Winter gab es Zimmer mit Zentralheizung, die ein angenehmeres Leben ermöglichte, als es später die islamischen Kohlenbecken konnten. Um im heißen Sommer mehr Luft zu haben, erhöhte man die eine Peristylseite; die Form ist als sogenannter rhodischer Peristyltyp bekannt. Allerdings hat sich das erste Stockwerk nirgends erhalten, sein Vorhandensein ist nur durch Treppen gesichert. Im Erdgeschoß befanden sich die repräsentativen Räume, deren Mosaikfußböden noch vielfach an Ort und Stelle zu sehen sind. Die Häuser sind oft groß, haben viele Zimmer, manche sogar eigene Thermen, und der Hof ist immer individuell gestaltet. Die reichen Bürger mögen Latifundienbesitzer und Großkaufleute gewesen sein, viele Häuser haben auch Räume für Gewerbe Zwecke. Die Haupterwerbsquelle war die Ölherstellung für den Export, — bis heute hat man schon über fünfzig Ölmühlen gefunden.



Volubilis, Triumphator Caracallas

Auch die Ärmere brauchten der Freude des Bades nicht zu entsagen: Im Stadtzentrum gab es die Forumsthermen und die Gallienusthermen, die sicher prunkvoll ausgestattet waren. Bisher wurde weder Amphitheater noch Circus freigelegt, sicher lagen sie in den Randgebieten wegen des mit ihnen verbundenen Lärms. Man verehrte die Götter des griechisch-römischen Pantheons, aber Funde von Anubisfigürchen und solche des phrygischen Vegetationsgottes Attis haben gezeigt, daß auch die orientalischen Mysterienkulte verbreitet waren. Möglicherweise handelt es sich bei dem sogenannten Tempel B im westlichen Stadtviertel um ein vorrömisches Heiligtum, das im 2. Jahrhundert, als die afrikanischen Götter wieder in Mode kamen, neu erbaut worden war. Bisher ist noch keine Kirche entdeckt worden, obwohl es sicher schon vor Ende des 2. Jahrhunderts Christen gab. Vielleicht ist nie eine Stadtkirche gebaut worden, und der christliche Kult fand in den damals durchaus üblichen Hauskirchen statt.

Die Mosaikfußböden zeigen vor allem Szenen aus der antiken Mythologie, gelegentlich kommt eine Jagdszene vor, und besonders interessant ist das Bild eines Desultors mit seinen Siegespreisen Kantharos und Taenia. Leider ist die parodistische Darstellung eines Wagenrennens im Circus nicht mehr gut erhalten; man kann noch erkennen, daß Vögel die Wagen um die Spina ziehen.

Von großer Qualität sind die Plastikfunde, vielleicht gehörten manche der teils lebensgroßen Bronzefiguren noch zur Sammlung des kunstverständigen Juba II. Die Besucher bedauern allerdings, daß sie heute nicht mehr in Volubilis, sondern im Archäologischen Museum in Rabat aufgestellt sind. Ihr künstlerischer Wert deutet auf den einstigen Reichtum der Stadt hin, und auf einen offenbar unerwartet schnellen Abzug seiner Bewohner.

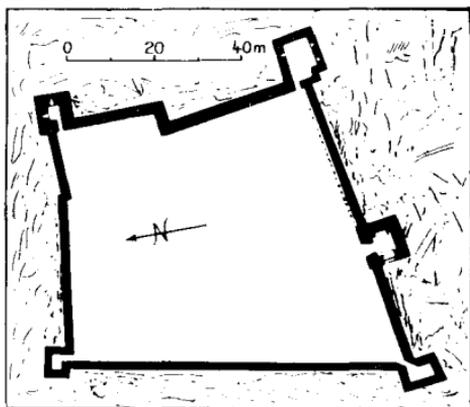


Bronzebüste Jubas II., 1944 bei Grabungen in Volubilis gefunden

Vera F. Hell

AIN TUNGA-THIGNICA

Ain Tunga liegt 88 km südlich von Tunis, am Fuße des Djebel Laouej. Neben einigen Bauernhäusern finden sich die Ruinen der römischen Siedlung Thignica und die eines byzantinischen Kastells, das die Hauptsehenswürdigkeit darstellt. Man verbindet den Besuch gern mit dem von Thuburbo Majus und Dougga. Dabei sind die historischen Zusammenhänge hier von großem Interesse, und das Nebeneinander von römischen und byzantinischen Architekturresten bietet ein anschauliches Bild.



Das Kastell von
Thignica, Grundriß

Belisar, dem Feldherrn des Kaisers Justinian, war im Jahre 533 die Aufgabe übertragen worden, die Vandalenherrschaft in Nordafrika zu beenden. 534 konnte er Karthago einnehmen und anschließend etwa 30 km westlich der Stadt Tricamarum König Gelimer besiegen. Der König wurde nach Konstantinopel gebracht und beschloß sein Leben auf einem Landgut. Belisar bekam neue Aufgaben in Sizilien, und sein Nachfolger im Gebiet des heutigen Tunesien, Solomon, hatte sich um die Sicherung der neu besetzten Gebiete zu kümmern. Die Oströmer mußten ihre Macht auf die Küstengebiete beschränken und konnten im Landesinnern nur das Setifgebiet gegen die Angriffe der Berberstämme halten. In den schon entvölkerten Städten wurde oft das Forumsgebiet unter Einbeziehung von Tempeln und Triumphbögen in Festungen verwandelt, wie z. B. in Leptis Magna, Dougga, Sbeitla und Maktar. In diesen Städten ist allerdings von den Festungen nicht mehr viel erhalten, weil die Ausgräber die römischen Bauten wieder herausgeschält haben. Daneben wurden auch Festungen auf Hügeln oder an wichtigen Durch-

gangsstraßen erbaut. Mit einem solchen Straßenkastell haben wir es in Ain Tunga zu tun.

Das Kastell ist hier in der Form eines unregelmäßigen Vierecks mit vier Ecktürmen erbaut; die Südmauer hat einen zusätzlichen Mittelurm. Die längste, die westliche Seite ist 80 m lang. Mauern und Türme bestehen aus Spolien, die das römische Thignica ja reichlich bot. Sie sind noch so weit erhalten, daß man sich gut eine Vorstellung dieser starken Festung machen kann. Solche Kastelle wurden zum Vorbild der späteren islamischen Ribats und Kasbahs.



Thignica, kleiner Triumphbogen

Nur 100 m weiter östlich beginnt das Ruinengebiet von Thignica. Diese Stadt wurde im 3. Jahrhundert zum Municipium erhoben, muß also eine gewisse Bedeutung gehabt haben. Verhältnismäßig gut erhalten ist ein kleiner Triumphbogen, durch den man das Stadtgebiet betritt. Vom Mercurios-Tempel stehen noch Mauern und auf dem Boden liegende Säulen, und Gesimse zeigen den Stil der römischen Spätzeit. Ein benachbartes halbrundes Gebäude mit einem Durchmesser von 42 Metern erinnert an das Heiligtum der Juno Caelestis in Dougga. Auch Reste von Stadtmauern sind noch zu erkennen, besonders im östlichen Teil.

Mit der Einnahme und Zerstörung von Karthago durch den omai-jadischen Feldherrn Hassan ben Noman im Jahre 698 endete die byzantinische Herrschaft in Tunesien. Sie war bestimmt durch den dauernden Kampf gegen die immer wieder vorstoßenden Berberfürsten; seit 643 kamen die aus Ägypten eindringenden Muslims hinzu. Die Feindschaft zwischen diesen beiden Gruppen konnte den Zusammenbruch der Herrschaft Ostroms nicht retten.

RÖMISCHE MOSAIKEN IN NORDAFRIKA

Dr. Kurt Albrecht zum Gedenken

Bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. stand die Kunst des Mosaiks, wie ein Blick auf das berühmte „Löwenjagdmosaik“ in Pella (Mazedonien) zeigt, auf einem beachtlich hohen Niveau: komplizierte Bewegungen wurden in einem charakteristischen Moment festgehalten und in die Fläche übersetzt, das Wesen der Tiere und die Leidenschaften der Menschen wurden glänzend erfaßt. Dabei konnte sich die Mosaikkunst zu dieser Zeit keineswegs auf eine so lange und so kontinuierliche Entwicklung wie etwa die Plastik oder die Vasenmalerei stützen; erst zu Ende des 5. Jahrhunderts wurden einfache Motive wie Greifen oder andere Tiere, die miteinander kämpfen, im griechischen Mutterland (Athen, Korinth) und auf Sizilien (Mozia) in Mosaik ausgeführt. Die Neubelebung und Vervollkommnung dieser Technik wird — wie so vieles in der bildenden Kunst des 4. Jahrhunderts — niemand anders als Alexander dem Großen verdankt, denn aus seiner Zeit stammt das farbenprächtige Mosaik aus Pella, das noch aus unbearbeiteten Kieselsteinen zusammengesetzt ist.

Auf den griechischen Ursprung der Mosaikkunst und ihren Zusammenhang mit der Wandmalerei weist Plinius hin: „Pavimenta originem apud Graecos habent, elaborata arte picturae ratione, donec lithostrota expulere eam. Celeberrimus fuit in hoc genere Sosus qui Pergami stravit quem vocant asaroton oecon. . . Fecerat parvis et tessellis tinctisque in varios colores“* (Nat. hist. XXXVI, 184). Das Mosaik heißt bei Plinius noch nicht „musivum“ oder „opus musivum“, ein Ausdruck, der erst bei Augustinus (De civitate Dei, XVI, 8,9) auftaucht, sondern „lithostrota“, die einzelnen Steinchen heißen „tessellae“. Allgemein heißt ein Mosaik bei den Römern „opus tessellatum“ oder — als Bodenmosaik — „pavimentum tessellis (oder tesserris) structum“, der ausführende Künstler „tessellarius“, „tessellator“ oder auch „tesserarius“; erst in byzantinischer Zeit wird die Be-

* „Die (mit Mosaiken verzierten) Böden haben ihren Ursprung bei den Griechen; sie entwickelten sich aus der Kunst der Malerei, bis sie (die Mosaiken) diese (die Malerei) ersetzten. Hochberühmt in dieser Technik war Sosus, der in Pergamon den sogenannten „asaroton oikon“ (das „ungereinigte Haus“) schmückte . . . Er hatte (die Mosaiken) aus kleinen Steinchen in verschiedenen Farben gemacht.“ Der „asaroton oikon“ in Pergamon war ein Haus mit einem Mosaikfußboden, auf dem die Reste eines großen Banketts willkürlich über den Boden verstreut dargestellt waren. Solche stillebenähnlichen Mosaiken nannte man in der Antike „Asarota“.

zeichnung „musivarius“ gebräuchlich. Dessen Werk hieß dann — ins Griechische übersetzt — *μουσαϊκόν* oder *μουσαϊκὸν ἔργον* und von dieser Rückübersetzung leitet sich unser heutiger Begriff „Mosaik“ ab.

Von der Bedeutung, die die Kunst des Mosaizierens innerhalb des römischen Imperiums hatte, kann man sich sehr leicht ein Bild machen, wenn man sich nur die Beispiele vergegenwärtigt, die in den Römerstädten auf deutschem Boden zutage gekommen sind. Augsburg, Trier, Mainz oder Darmstadt (das „Vilbeler Mosaik“) seien hier nur aus der Fülle der deutschen Städte herausgegriffen, in denen Mosaiken aus römischer Zeit erhalten sind¹. Diese Funde sind keineswegs zufällig, denn in der Kaiserzeit waren Boden- und Wandmosaiken dermaßen beliebt, daß man sagen kann, keine römische Villa, kein herrschaftliches Haus im ganzen Imperium sei ohne Mosaikschmuck gewesen. Auf diesen Sachverhalt läßt sich die Reihe guterhaltener Beispiele leicht zurückführen.

Die Entwicklung der römischen Mosaikkunst läßt sich auf nordafrikanischem Boden über vier Jahrhunderte hin verfolgen. Bedingt durch die politische Situation, setzt sie erst im 1. Jahrhundert nach Chr. ein; die Neugründungen oder Wiederbesiedelungen der Küstenstädte durch Caesar und Augustus und ihr rasches Aufblühen unter den julisch-claudischen und flavischen Kaisern sind für reichsrömische Wandermeister der Anlaß, ihre Kunst auch in Afrika auszuüben. Von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen (Karthago, Cherdell) liegen die Anfänge nicht vor den Flaviern, doch erst im 2. Jahrhundert n. Chr., zur Zeit der größten Ausdehnung des römischen Reiches unter Trajan und Hadrian, kommt es zur ersten Blüte. Mythologische Themen bestimmen in dieser Zeit den Bildinhalt vieler erhaltener Pavimente; als eines der schönsten Beispiele dieser Gattung sei hier das Mosaik mit dem *Aufzug* des jungen Bacchus aus einem römischen Haus in El-Djem (Thysdrus) in Tunesien angeführt, das sich im Musée National du Bardo in Tunis befindet (Abb. 1). Es zeigt den auf einem mächtigen Löwen reitenden kleinen Bacchus inmitten eines Gefolges bewegter Figuren. Den Zug, der sich nach links zu einem Altar hin bewegt, führt eine rasende Mänade mit einem Tambourin an, dann folgen zwei Satyrn, die dem jungen Bacchus das Geleit zur Einweihung in die Mysterien geben. Ein Silen auf einem Kamel, ein Tiger und eine weitere Mänade beschließen den Zug, der durch die geschickte Aufteilung der Figuren auf den Grund und durch die gleichförmigen Bewegungsmotive der Protagonisten sehr ornamental wirkt. Durch die Versatzstücke im Hintergrund (Baum und kegelförmiges



Abb. 1, Aufzug des jungen Bacchus

bacchisches Mal) wird eine gewisse Raumtiefe erreicht; aus dem Figurenstil und aus den einfachen, klaren Rankenmotiven der Rahmung wird eine Datierung des Feldes in die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. wahrscheinlich.

Zur Gruppe dieser Mosaiken mit mythologischem Thema gehört auch das großartige Oceanus-Mosaik in Sabratha (Abb. 2). Das Tepidarium der Oceanus-Bäder, die ihren Namen von dem Mosaik empfangen, wurde 1934 von italienischen Archäologen ausgegraben. Dabei stieß man auf ein großes Bodenmosaik, das inmitten eines Systems geometrischer Formen (Rechtecke u. Kreise, die ihrerseits unterteilt sind) ein Sechseck mit dem Haupt des Meergottes enthielt. Dieses Emblem, im Gegensatz zur übrigen Fläche (*opus tessellatum*) in kleineren Steinen von unregelmäßiger Form (*opus vermiculatum*) ausgeführt, hinterläßt beim Betrachter einen nachhaltigen Eindruck. Das wild blickende Haupt des majestätischen, greisen Gottes ist mit Blättern und Früchten gekrönt; die einzelnen Strähnen des üppigen Bartes haben Blattgestalt angenommen. Dominierend ist der Ausdruck der Augen, alle übrigen Details, die keineswegs kleinteilig gegeben sind, müssen sich seiner Wirkung unterordnen. Mit den Mitteln einer entwickelten Koloristik und einer souverän beherrschten Technik des *opus vermiculatum* gelangen dem Künstler ungeahnte Effekte.

Sabratha ist reich an Mosaiken aller Gattungen, und man darf annehmen, daß lokale Werkstätten schon im 2. Jahrhundert n. Chr. existiert, daß nicht nur Wandermeister gleich welcher Herkunft die Stadt schmückten. Vielleicht noch in antoninischer Zeit entstand das guterhaltene Mosaik mit dem Triumph des Liber Pater. Das 5,25 x 5,75 m große Feld ist im Zentrum in drei Kreise unterteilt, die ihrerseits von Halb- und Viertelkreisen gerahmt werden. Der mittlere Kreis zeigt einen Löwenkopf im Profil, die anstoßenden Kreise enthalten einen Pantherkopf und schließlich den Triumph des Liber Pater, eines altitalischen Gottes, der zur Kaiserzeit mit Dionysos — Bacchus gleichge-

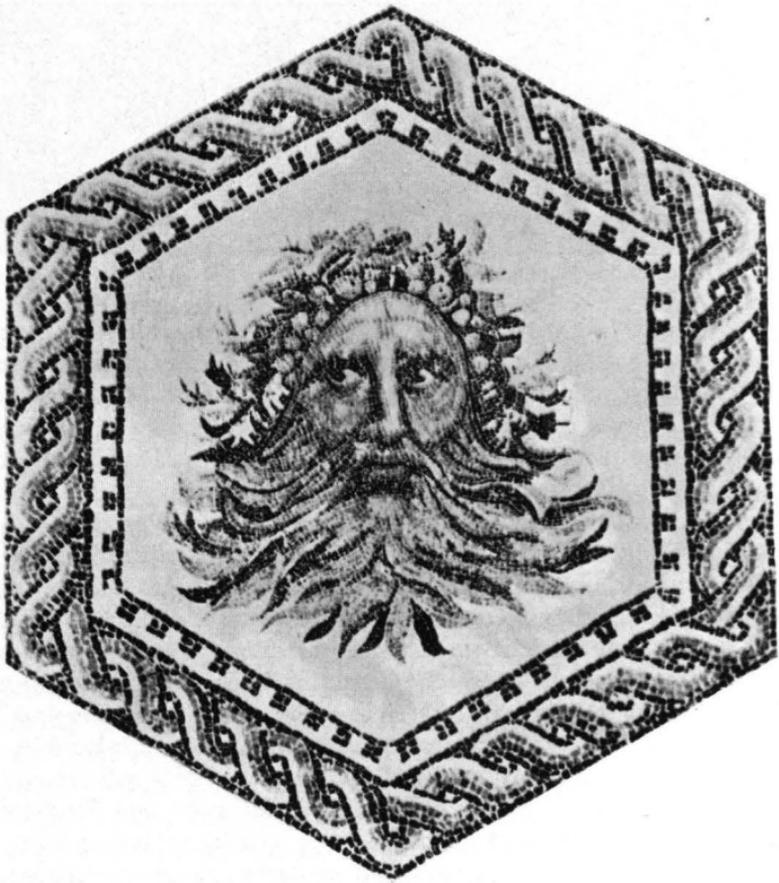


Abb. 2, Oceanus-Mosaik, Meeresgott

setzt wurde und so in Verbindung mit Ariadne gebracht werden konnte. Zwei Panther, von Pan am Zügel geführt, ziehen einen Wagen, auf dem Liber Pater, der große Naturgott, der das irdische Leben mit Fruchtbarkeit begabt, neben der fast unbedeckten Ariadne steht (Abb. 3). Das Thema dieses Rundbildes, das in kleineren Steinchen als das übrige Feld ausgeführt ist, entstammt wieder einmal dem dionysischen Sagenkreis, der in Nordafrika wiederholt dargestellt worden ist: das Beispiel aus El-Djem wurde schon erwähnt, und die Reihe läßt sich beliebig verlängern, z. B. um das interessante Mosaik mit Szenen der dionysischen Mysterien aus Djemila-Cuicul in Algerien.

Die Entwicklung der Mosaikkunst läßt sich in Sabratha bis ins 6. Jahrhundert n. Chr. verfolgen, in dem ihr eine späte Nach-



Abb. 3, Triumph des Liber Pater

blüte vergönnt ist. Die Pavimente der Justiniansbasilika mit ihren farbenprächtigen Vogel- und Rankenmotiven, die außerhalb unseres Themas liegen, sollen hier wenigstens erwähnt werden. Noch ins 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. gehört dagegen die Gruppe der Böden mit rein geometrischen Mustern, die in Sabratha durch ein Mosaik im Haus des Liber Pater sehr schön vertreten ist. Dieser Gattung, die in Nordafrika weit verbreitet war, gehört ein Großteil der erhaltenen Mosaiken in Tripolis, dem antiken Oea, an; es scheint sich dabei um eine Vorliebe der „Schule von Oea“ zu handeln. Einen in seinem strengen Aufbau sehr eindrucksvollen Boden findet man in einer römischen Villa in Tagiūra bei Sidi-el-Andùlsi, der als Prototyp dieser Gattung angesprochen werden darf. Die Beschränkung auf schwarze und weiße Dreiecke, die von vier Seiten zur Mitte auf ein quadratisches Emblem stoßen, bestimmt den Charakter dieses großen Paviments, das 1922 östlich von Tripolis entdeckt wurde. In Tripolis selbst und in der näheren Umgebung der Stadt ist eine

ganze Reihe solcher geometrischer Mosaiken anzutreffen, so in einem Haus im Westen der Stadt bei dem Stadttor Bab eg-Gedid, im Südosten in Sidi el-Mésri und — etwas weiter entfernt — in Ain Zara.

Ein vielgestaltiges Bild bietet sich uns in Leptis Magna, der zur Kaiserzeit reichsten und größten Metropole an der nordafrikanischen Küste. Hier wurde im September 1916 eine römische Villa entdeckt, die nahe am Meer zwischen dem inneren Hafen und dem römischen Circus gelegen war. Diese „Villa mit dem Nilmosaik“ ist ein schönes Beispiel für jenen römischen Haustypus, der fast alle Mosaikengattungen, figürliche wie geometrische Pavimente, in sich vereinigt. Der schon 1916 ausgegrabene Südkorridor der Villa, im Durchschnitt 3 m breit und über 20 m lang, ist mit einem Mosaik geschmückt, das innerhalb eines Systems geometrischer Formen drei quadratische Felder (zwei davon erhalten) enthielt. Aber nicht dieses riesige Paviment mit Jagdszenen (kalydonische Eberjagd, Löwenjagd zu Pferd), sondern die erst 1930 freigelegten vier Mosaiken des Tepidariums bilden den künstlerischen Höhepunkt unter den Dekorationen der Villa. Diese etwa gleichgroßen Felder zeigen die Allegorie des Nils, des Spenders der Fülle (dieses Mosaik gab der Villa den Namen), außerdem seefahrende Eroten vor einem Hafen, Fischer am Strand und die Schmückung des Pegasus. Gut erhalten ist das 3,22 m x 1,18 m große Mosaik mit dem Vater Nil, der auf einem Flußpferd reitet, das Füllhorn in der Hand. Ähnlich dem Oceanus aus Sabratha ist er als stattlicher, bärtiger Greis wiedergegeben; zwölf Knaben, die Girlanden tragen, begleiten ihn. Sie symbolisieren das heilige Maß, das der Nil erreichen mußte, bevor er die Gestade überflutete, nämlich die zwölf Ellen. Die Nymphen, die den Nil begleiten (Memphis und Anchirrhoes), spielen auf Klappern, weiter rechts erscheinen zwei negroid wirkende Gestalten, die vielleicht die Gegenden des Sudan verkörpern, die auch von der Nilüberschwemmung ihren Nutzen haben. Ganz rechts steht eine Stele mit der Aufschrift „ΑΓΑΘΗ ΤΥΧΗ“, auf die hin sich der Zug bewegt. Die in ihrer Bewegung genau erfaßten Figuren und die lebensvoll geschilderten Tiere sind Eigenheiten, die schon auf dem Aufzug des Bacchus in El-Djem zu beobachten waren; besondere Bedeutung gewinnt das Mosaik jedoch durch sein Thema, das ganz auf seinen individuellen Standort bezogen ist und das eigentlich Afrikanische an diesem reichsrömischen Kunstwerk betont (Abb. 4).

Auf die Küstenlage der Villa, also auch auf den Standort spielt das Nachbarmosaik mit den geflügelten Putten vor einem Hafen



Abb. 4, Vater Nil, auf einem Flußpferd reitend

an. Sie reiten auf Delphinen, fahren zu Schiff, bevölkern den Hafen und die Luft. Hier bezaubert der Humor, mit dem der tessellarius seine Darstellung versieht; in der Erschließung der Raumtiefe mittels der Mole, die kühn ins Meer hineinragt, und anderer Elemente geht das Bild sogar noch weiter als das Nilmosaik. Dazu gab es bislang nur schüchterne Ansätze (die Versatzstücke des Bacchuszuges aus El-Djem); jetzt werden nicht ganz bewältigte perspektivische Mittel eingesetzt, um die Illusion des Raumes zu schaffen. Das am oberen rechten Bildrand klebende Hafengebäude und der Schwung der bebauten Mole machen diese Bemühungen deutlich. Wunderbar frei ist das Schiff mit den geblähten Segeln in der Bildmitte wiedergegeben, über dem ein Putto mit Körben schwebt, und von besonderer Schönheit sind die Putten, die in der linken Bildhälfte auf Delphinen reiten oder Körbe tragen (Abb. 5 und 5a).

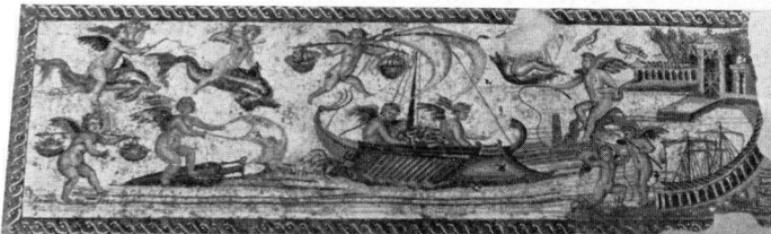


Abb. 5, Nachbarmosaik des Nilmosaiks

Auch das dritte Mosaik mit Szenen aus dem Leben der Fischer paßt gut in den Rahmen der lokalen Themen. Durch größere Zerstörungen in seiner Wirkung beeinträchtigt, verrät es doch viel von der hohen Kunstfertigkeit seines Schöpfers, besonders in den beiden Anglern, dem knieenden Jüngling und dem sitzenden Alten. Diesen genreartig erfaßten Figuren ist der Humor ihres Meisters ebenso anzumerken wie den Putten im vorigen Bild; etwas hieratischer wirkt dagegen das vierte Mosaik mit



Abb. 5a, Linke Hälfte des dem Nilmosaik benachbarten Mosaiks

Pegasus, der von Nymphen geschmückt wird: vielleicht spielt dieses Thema auf die Vorliebe des Hausherrn für die Beschäftigung mit der schönen Literatur an.

Daß mythologische Themen in der Mosaikkunst des 3. Jahrhunderts n. Chr. von Themen, die das alltägliche Leben schildern, verdrängt werden, dafür ist die römische Villa Dar Buc Amméra bei Zliten ein schönes Beispiel. Die ausführliche Publikation von S. Aurigemma² hat den Reichtum der Dekorationen dieser Villa erschlossen. Ähnlich der Villa mit dem Nilmosaik liegt Dar Buc Amméra nahe am Meer, einige Kilometer nordwestlich von Zliten, zwischen der Großen und der Kleinen Syrte. Die Mosaiken dieser 1914 ausgegrabenen Villa befinden sich heute im Museum von Tripolis.

Schon die „sala decorata“ im südöstlichen Teil der Villa enthielt ein Paviment mit neun emblemata (davon drei gut erhalten), die Themen des ländlichen Lebens zeigten: Feldarbeit, Viehhüten und Korndreschen. Noch wichtiger aber ist uns das berühmte Zlitener „Jahreszeitenmosaik“ (Abb. 6, 6a), das in einem Raum südlich des nördlichen Porticus der Villa gefunden wurde. Es gehört zur Gruppe der sogenannten „Dreifelder mosaiken“, d. h. es ist

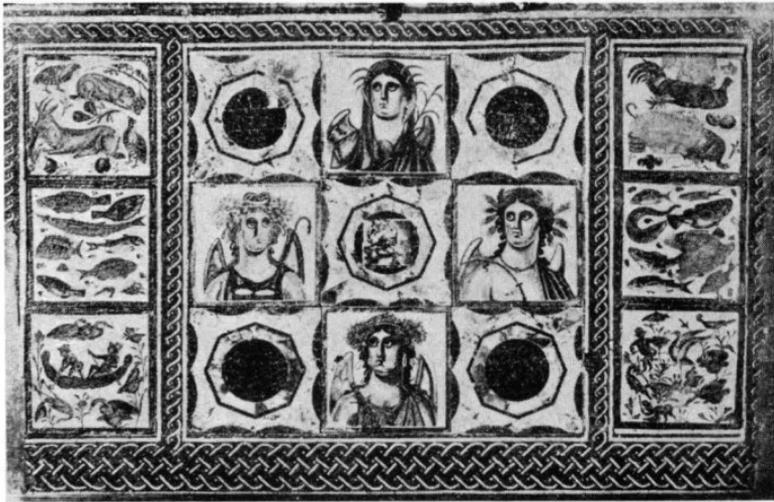


Abb. 6, Jahreszeitenmosaik

in ein Mittel- und zwei Seitenfelder gegliedert; dieser Gruppe gehört auf deutschem Boden das „Victorinusmosaik“ in Trier an. Das Hauptfeld ist in neun Quadrate unterteilt, die zum Teil mit farbigem Marmor ausgelegt, zum andern Teil in opus-tesselatum-Technik ausgeführt sind. Diese vier mosaizierten Felder zeigen Frauenbüsten, die die vier Jahreszeiten symbolisieren: in der Mitte der oberen Reihe der Winter, mit Schilfstab, Kopf und Schultern bedeckt; links in der mittleren Reihe der Frühling mit Blumen im Haar, rechts der Sommer mit dem Ährenkranz. In der Mitte der unteren Reihe erscheint der Herbst, dessen Kopfbedeckung mit Blumen und Früchten geschmückt ist. Trotz kleiner Unterschiede ist der Kopftypus auf allen vier Feldern sehr ähnlich; die großen Augen mit den dunklen Schatten, die in frühchristlicher Zeit wieder begegnen, machen eine Datierung des Jahreszeitenmosaiks ins ausgehende 3. Jahrhundert n. Chr. wahrscheinlich und schließen eine Frühdatierung (Aurigemma, Levi) aus³.

Das, was die Jahreszeiten dem Menschen bringen, ist in den seitlichen Bildern dargestellt. In dem Streumuster sind liegende GAZellen, Hasen, Rebhühner, Hühner und nicht näher zu identifizierende Vierfüßler zu erkennen, die mittleren Quadrate zeigen die ganze Vielfalt der Meeresbewohner, die sich besonders dafür eignen, eine Fläche dekorativ zu füllen; außerdem geben sie dem Künstler Gelegenheit, sein koloristisches Talent in der Wiedergabe exotisch schillernder Schuppen zu beweisen. Die unteren Quadrate schildern die Vogeljagd in einer Sumpflandschaft, wo-



Abb. 6a, Jahreszeitenmosaik, Frühling

bei die Vögel so groß dargestellt sind, daß die Menschen ihnen gegenüber wie Zwerge erscheinen. Diese Beobachtung kann man auch bei vielen anderen Jagdszenen — nicht nur in Afrika — machen.

Die Darstellung der Jahreszeiten war in der Kaiserzeit weit verbreitet (vgl. das Jahreszeitenmosaik in Ostia), und zwar nicht nur in der Mosaikkunst, sondern ebenso in der Plastik. Auf den Jahreszeitensarkophagen verkörpern oft Jünglinge die einzelnen Quartale; weibliche Gestalten oder Büsten wurden erst in späterer Zeit, im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. gebräuchlich. Cato kannte nur drei Jahreszeiten, während der kaiserzeitliche Kalender das Jahr in vier Teile schied, wobei der Frühling im März begann. Der Drang, abstrakte Phänomene zu personifizieren, wie es mit den Jahreszeiten geschah, war den Römern von Anfang an eigen; die Beliebtheit der Jahreszeitendarstellungen ist daher keine besondere Erscheinung, sondern spiegelt nur einen typischen Zug des römischen Denkens wider.

Nach dieser kurzen Behandlung einiger charakteristischer Bei-

spiele der afrikanischen Mosaiken sei hier noch die Frage nach Werkstattzusammenhängen und insbesondere nach der Stellung des ausübenden Künstlers gestellt. Es fällt auf, wie eng die Beziehungen der tessellarii zu den Malern und Freskantenn waren: beide Gruppen benutzten dieselben Vorlagen, die gleichen Musterbücher, die die berühmtesten Kunstwerke der Antike enthielten. Nicht anders ist es zu erklären, daß dasselbe Motiv einmal als Mosaik, einmal als Wandmalerei an weit voneinander entfernten Orten des Imperiums begegnet; als Beispiel seien hier nur die „Intime Unterhaltung“ aus Centumcellae (heute in Wien) und ihr Pendant aus der Villa Farnesina in Rom genannt. In Zliten selbst ist dieser Zusammenhang im Raum des Jahreszeitenmosaiks zu spüren, denn hier wurden auch Wandmalereien gefunden, die stilistisch und motivisch deutlich auf das Mosaik Bezug nehmen. So nimmt es auch nicht wunder, daß die Mosaizisten sozial auf der gleichen Stufe standen wie die Wandmaler, die eine hohe Achtung genossen. Auch in der Gesetzgebung wurde diese Gleichstellung berücksichtigt, denn Konstantins Edikt zur Erneuerung der schönen Künste befreite Architekten, Bildhauer, Maler und die Mosaikkünstler gleichermaßen von der Zahlung der Steuern. Vom Selbstbewußtsein der Mosaizisten kündeten die Signaturen, die — wie im ganzen römischen Imperium — auch in Nordafrika gefunden wurden. Ein gewisser Aspasius ist durch eine Inschrift in Lambaesis nachgewiesen, Laurus, Masurus, Nicentius, Selius, Thebanus und Theodoudos sind andere Namen, die auf afrikanischen Mosaiken erscheinen.

Unser Versuch, einen Einblick in das Wesen der römischen Mosaikkunst auf dem afrikanischen Kontinent zu gewinnen, kann nicht den Anspruch erheben, einen Überblick über das vorhandene Material zu geben. Dazu war die Auswahl zu begrenzt, und überaus wichtige Funde wie das Mosaik mit Aphrodite und den Meereshöttern, von Putten umringt (Tunis, Bardo-Museum) oder das berühmte Bankettmosaik aus Karthago, konnten nicht in die Betrachtung einbezogen werden. Sehr interessant wäre auch eine Untersuchung des „Mosaico della diffa“ (Paris, Louvre) wegen seiner Szenen aus dem Isiskult oder der Funde aus dem Grab der Urbanilla (Lambaridi, Algerien) mit ihren gnostischen Themen. Aus den besprochenen Beispielen geht jedoch hervor, daß die relativ spät einsetzende Kunst des Mosaiks in Nordafrika ziemlich schnell, schon im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. ihren Höhepunkt erreicht und die Ausstrahlungen ihrer Zentren nicht auf den Kontinent beschränkt bleiben (z. B. Piazza Armerina auf Sizilien). Obwohl sie immer im Zusammenhang mit der

reichsrömischen Kunst betrachtet werden muß, gelingt es ihr doch, eine gewisse Eigenständigkeit zu erlangen, nicht nur hinsichtlich ihres Stils, sondern auch im Hinblick auf ihre Thematik. Gerade ein Beispiel wie das Nilmosaik aus Leptis Magna mit seiner spezifisch afrikanischen Ikonologie kann den Rang seines Urhebers ebenso wie den der „afrikanischen Schule“ verdeutlichen, die für würdig erachtet wurde, an einem kaiserlichen Projekt wie Piazza Armerina mitzuwirken⁴.



Piazza Armerina, Mosaik

Anmerkungen:

- 1 Ein guter Überblick über die Mosaiken auf deutschem Boden bei K. Parlasca, *Die römischen Mosaiken in Deutschland*, Berlin 1959.
- 2 S. Aurigemma, *I mosaici di Zliten*, Rom — Mailand 1926.
- 3 Aurigemma und ihm folgend G. Ch. Picard datieren die Mosaiken in flavisch-trajanische Zeit; für eine Spätdatierung treten A. Rumpf (*Handbuch der Archäologie*, IV, 1, 1953, S. 191) und K. Parlasca (*Gnomon*, XXVII, 1954, S. 113) ein, unterstützt von M. Cagianò de Azevedo, *La data dei mosaici di Zliten*, in: *Hommages à Albert Grenier*, Brüssel 1962, I, S. 374 ff.
- 4 Allgemein zu Mosaiken in Nordafrika: G. Guidi, in: *Africa Italiana*, V, 1933, S. 119 ff.; S. Aurigemma, *L'Italia in Africa. Le scoperte Archeologiche*, I, *I Mosaici*, Rom 1960.

DIE BYZANTINER IN NORDAFRIKA

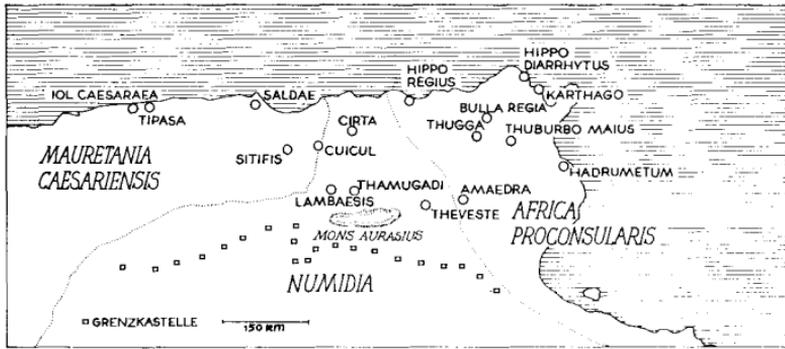
I

Wer Nordafrika bereist, um den Spuren der Antike zu folgen, wird meist nur die punischen und römischen Altertümer aufsuchen wie die wunderbar erhaltenen römischen Ruinenstädte Djemila und Timgad in Algerien und Dougga und Sbeitla in Tunesien. Aber die Antike endet hier nicht mit dem Siegeszug der Vandalen um die Mitte des 5. Jahrhunderts. Wer Timgad besichtigt, wird erstaunt vor den riesigen Ruinen einer Festungsanlage stehen, die, 400 Meter von der Römerstadt entfernt, die weite Ebene nördlich des Aurès-Gebirges beherrscht. Dieses Fort ist eines der Zeugen der byzantinischen Herrschaft in Nordafrika, die von 533 bis 698 dauerte und die die Kultur des römischen Universalreichs fortsetzte bis an die Schwelle des Mittelalters. Und überall in Nordafrika finden wir Spuren jener oströmischen Epoche, in den mächtigen Stadtmauern von Tebessa, in herrlichen Mosaiken und in vielen Kirchenbauten.



Das römische Westmittelmeer (Entwurf Dr. A. Rupprecht)

Vielfach ist mit einer gewissen Geringschätzung über jene Zeit berichtet worden. Man sah in ihr den schwächlichen Versuch, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, der aber an der Mißwirtschaft des Beamtenapparats und an inneren Zwistigkeiten gescheitert sei; Byzanz habe den Nordafrikanern nur überlebten Pomp und allzu hohe Steuerlasten gebracht und das Land weiter verelendet. Diese Ansicht vertritt schon der byzantinische Geschichtsschreiber Prokop in seiner „*historia arcana*“. Aber man



Die römischen Provinzen des mittleren Nordafrika

weiß ja, daß diese „Geheimberichte“, die nach dem Tod Kaiser Justinians erschienen sind, nur den Zweck hatten, diesen und sein Werk in einer besonders gehässigen Weise zu verleumden, und daß sie im Gegensatz zu den übrigen Werken Prokops stehen. Arabische Geschichtsschreiber haben uns berichtet, wie die Armeen des Islam im 7. Jahrhundert voll Staunen in ein blühendes, wohlbestelltes Nordafrika kamen. Wenn man weiter bedenkt, welche Schwierigkeiten die Römer in den letzten Jahrhunderten ihrer Herrschaft mit den Berbern hatten, so hätte sich in dieser feindlichen Umgebung ein zerfallendes, schwaches Gemeinwesen kein Jahrzehnt gehalten. Aber Byzanz behauptete sich in Nordafrika anderthalb Jahrhunderte.

So soll denn unsere kurze Schilderung jener interessanten Epoche zwischen Vandalenherrschaft und arabischer Eroberung eine Art Ehrenrettung sein für Byzanz und die Byzantiner, die Römer der Spätantike.

II

Ost- und Westrom hatten nie die Hoffnung aufgegeben, die so schnell an die Vandalen verlorenen reichen Provinzen zurückzuerobern. Mehrere Ansätze gab es hierzu im 5. Jahrhundert. Der energische weströmische Kaiser Maiorianus wollte 460 die **Wiedereroberung von Spanien** aus betreiben, die Schiffe liefen jedoch wegen Mangel an Geldmitteln nicht aus. Die Flotte des oströmischen Kaisers Leo I. holte sich im Jahre 468 eine Niederlage **vor Karthago**. Erst Justinian war es, der eine innere Schwäche **des Vandalenreiches** ausnützen konnte und durch seinen Feldherrn Belisar im Jahre 533 mit einem Expeditionskorps von nur 18 000 Mann in einem Blitzfeldzug das Vandalenreich zerschlug. Die vandalische Kavallerie versagte in zwei Schlachten, und Belisar führte den letzten König Gelimer als Gefangenen nach Kon-



Timgad, Triumphbogen

stantinopel. Justinian war damit seinem Traum, das römische Universalreich wiederherzustellen, ein gutes Stück nähergekommen.

Das nun den Byzantinern zugefallene Vandalenreich umfaßte die Provinzen Africa proconsularis und Byzacium, d. h. das heutige Tunesien, einen schmalen Küstenstreifen in Tripolitaniem, Numidien, d. h. das heutige Westalgerien, südlich bis zum Aurès-Gebirge und zur Hodna-Steppe und einen Küstenstreifen westlich davon bis nach Marokko hin.

Die Bevölkerung setzte sich zusammen aus Romanen, romanisierten Puniern und Berbern. Da nun die Byzantiner als „Römer“ kamen, betrachteten sie sich als Befreier und nicht als Eroberer. Sie wurden auch dementsprechend von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt, aber aus der Befreierrolle entstanden sofort Schwierigkeiten. Die Soldaten des Expeditionskorps, ein buntgemischter Haufen meist thrakischer oder germanischer Abkunft, wollten die eroberten Städte plündern oder sich mindestens den vandalischen Grund und Boden aneignen.

Das aber konnte der Befreier Belisar nicht zulassen, denn was die Vandalen besessen hatten, hatten sie ja den Römern weggenommen. Sie hatten unter Geiserichs Herrschaft die römischen Großgrundbesitzer enteignet, den kaiserlichen Besitz zu germanischem Königsgut gemacht und den Besitz der katholischen Kirche konfisziert, zu der sie als Arianer in Gegensatz standen.



Lambèse, Wachhaus des Praetoriums

Justinian zog nun seinerseits das vandalische Königsland ein, gab der Kirche ihr Gut wieder und bestimmte, daß die Erben der enteigneten Grundbesitzer ihre Besitztitel in Wiedergutmachungsprozessen geltend machen konnten. Diese Erben lebten meist gar nicht mehr in Afrika, sie kehrten scharenweise zurück, und es kam zu einer Flut von Gerichtsverfahren mit einem großen Aufgebot von falschen Zeugen. Justinian dämmte diese Prozesse später dadurch etwas ein, daß er Besitzänderungen, die mehr als drei Generationen zurücklagen, legalisierte.

Während der vandalischen Herrschaft waren viele Sklaven und Kolonen, d. h. durch Gesetz an die Scholle gebundene Bauern, ihren Herren entlaufen. Justinian verfügte, daß der frei bleibe, der es bei Ankunft Belisars gewesen war. Vandalische Soldaten, die nun untätig herumsaßen, wurden in byzantinische Regimenter eingereiht und an der persischen Grenze eingesetzt. In Religionsdingen zeigte sich die neue Verwaltung sehr rigoros: Die Priester der Arianer und Donatisten, sowie die Rabbi, wurden vertrieben und ihre Kulte als häretisch verboten.

So konnte in vielem der alte Zustand wiederhergestellt werden; in militärischer Hinsicht waren jedoch die Verhältnisse seit der Römerzeit sehr verändert. Im Verlaufe des 5. Jahrhunderts hatten als Nomaden oder Halbnomaden lebende Berber immer

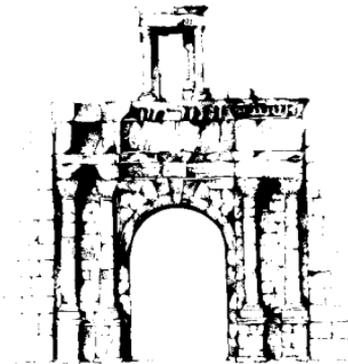
mehr Macht erlangt. Sie waren vom Aurès-Gebirge in die fruchtbaren Ebenen hinuntergestoßen, hatten römische Städte wie Tim-gad und Lambèse zerstört und immer häufiger Raubzüge durch das flache Land unternommen. Das Bergland in sämtlichen Provinzen beherrschten sie unangefochten. Während der Eroberung durch Belisar hatten viele Berber die Vandalen unterstützt. Kaum war Belisar im Jahre 534 abgereist, um in Konstantinopel den Triumph zu feiern, kam es zu einem großen Berberaufstand. Diese stießen bis an die mitteltunesische Küste vor. Der Nachfolger Belisars, Solomon, ein Armenier von Geburt, konnte schließlich die Eindringlinge in der Nähe von Tebessa entscheidend schlagen. Aber kaum war die Berbergefahr abgewehrt, meuterten die unzufriedenen eigenen Soldaten. Viele der „Befreier“ waren selbst Arianer, sie hatten Mitleid mit den verfolgten Glaubensgenossen. Manche hatten vandalische Frauen geheiratet und sahen nun mit Verbitterung, wie deren Besitz an irgendwelche Landfremde im Wege der Wiedergutmachung verteilt wurde, auch das Plündern war ihnen verboten worden. Sold sollten sie aus den Steuereinnahmen bekommen, aber diese flossen zu spärlich. Außerdem war Solomon bei seinen Soldaten nicht beliebt. So wird Karthago im Jahre 536 von aufständischen Soldaten geplündert. Solomon entgeht der Ermordung nur dadurch, daß er sich in einer Kirche versteckt, bis er fliehen kann. Sklaven, Berber, Vandalen und andere Unzufriedene schließen sich dem Aufstand an. Erst als Belisar mit einer Begleitung von nur 100 Mann in Karthago landet, kann er durch seine Autorität viele Soldaten zurückgewinnen, und schließlich wird er des Aufstands Herr.

Zwar wird der Friede wiederhergestellt, aber die Berbergefahr bleibt. Deshalb beginnt Byzanz zur Sicherung des Landes binnen weniger Jahre überall große Befestigungswerke auszuführen, eine einzigartige Leistung. Prokop schreibt hierüber in seinem Buch „aedificia“: „Die Nachwelt wird sich fragen, wenn man Größe und Zahl der Verteidigungsanlagen betrachtet, ob diese wirklich von *einem* Manne (nämlich Justinian) stammen.“ Und wahrhaftig, noch heute findet man die Ruinen dieser gewaltigen Festungen überall in Nordafrika, am Meer, im Gebirge und in der Einsamkeit der Steppe.

Um das von ihnen befriedete Afrika zu schützen, hatten sich die Römer darauf beschränken können, in Grenznähe an den am meisten bedrohten Punkten einige wenige Garnisonen einzurichten und dahinter durch einzelne feste Lager den Nachschub sicherzustellen. Die Vandalen hatten aber alle diese Befestigungen schleifen lassen. In byzantinischer Zeit waren die Reste der ein-

stigen Verteidigungsanlagen der Römer nicht mehr ausreichend. Die Berber waren zudem viel stärker geworden, das byzantinische Heer, das zum Schutz zur Verfügung stand, aber schwächer. Außerdem konnte man nicht mehr damit rechnen, die gegnerischen Scharen an einem Orte zu stellen und ihnen eine Schlacht zu liefern, bei denen sich die Überlegenheit der Kriegstechnik ausgewirkt hätte. Denn die Berber wandten nun eine Guerillataktik an; sie kamen, plünderten und verschwanden wieder in den weiten Steppen und unwirtlichen Bergen. Man brauchte daher viele Verteidigungsmöglichkeiten. Im Kriegsfall mußte man das flache Land den Angreifern überlassen. So war es erforderlich, alle Städte zu befestigen, die wichtigsten Straßen durch Forts zu sichern und Fluchtburgen für die Landbevölkerung zu schaffen. Heute kann man noch vier Typen von Verteidigungsbauten unterscheiden:

1. Größere Städte wurden mit Mauern umgeben, wobei Nebenforts die Stadtmauern schützten. Beispiele hierfür sind Tebessa in Algerien, Teboursouk und Beja in Tunesien.
2. Verschiedentlich befestigte man nicht die ganze Stadt, sondern errichtete nur eine Zitadelle, wie in Haidra in Tunesien, Timgad und Sétif in Algerien.
3. An strategisch wichtigen Punkten wurden isolierte Festungen errichtet, die eine kleine Garnison beherbergten, (Kasr Lemsä in Tunesien).
4. Ferner erbaute man Forts, die als Fluchtburgen für die Landbevölkerung dienten.



Tebessa. Bogen des Caracalla, einbezogen in die byzantinische Stadtmauer

Nun fällt jedem Besucher auf, daß byzantinische Stadtmauern meist ein kleineres Areal umschließen, als die Stadt zur Römerzeit umfaßte. Das hat folgende Gründe: Seit dem 4. Jahrhundert war in fast allen Regionen des Römischen Reiches eine Abnahme



Dougga, Kapitol

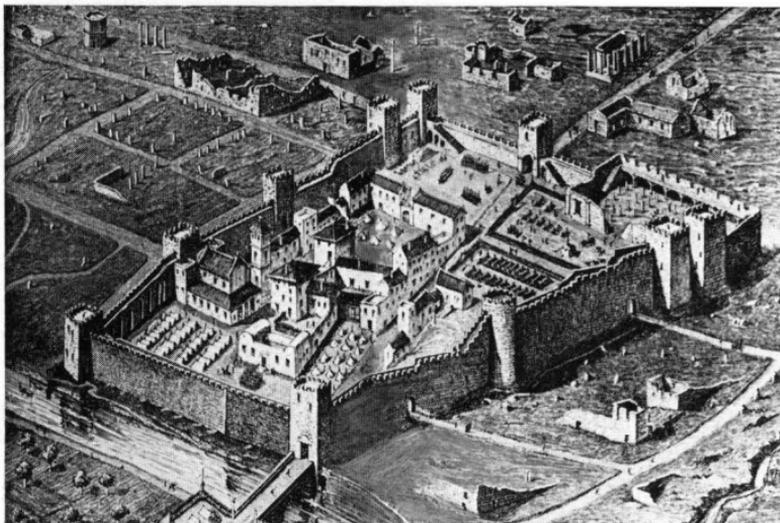
der städtischen Bevölkerung zu verzeichnen. Rückgang des Handels, finanzielle Misere und Plünderungen haben ihr Teil zu dieser Entwicklung beigetragen. Justinian trug dieser Tatsache Rechnung, indem er Belisar anwies: „Wenn Ihr feststellt, daß Städte zu groß sind und daher zu schwer zu verteidigen, dann baut die Stadtmauer so, daß eine kleine Anzahl Leute zur Verteidigung genügt“.

Viele Städte lagen zerstört darnieder. Aus ihren Ruinen haben die byzantinischen Konstrukteure jenes Material geholt, das sie brauchten. Säulen und Architrave der Tempel, Grabsteine und Podeste für Statuen wurden in die Befestigungsanlagen hineingearbeitet. Auch noch aufrechtstehende Monumente wurden abgerissen, denn die Zeit drängte und die Not war groß. Verschiedentlich wurden römische Bauten zur Verstärkung in die Mauern miteinbezogen. So finden wir in Tebessa die Skene eines Theaters als Teil der Stadtmauer und den herrlichen Bogen des Caracalla als Nordtor der Befestigung. In Dougga ist ein Tempel Kern der byzantinischen Befestigung, in Haidra bilden die Mau-

ern einer Basilika Teil einer Zitadelle. Es wurde erstaunlich schnell gearbeitet. Die mächtigen Mauern von Tebessa sind in knapp 2 Jahren von 850 Arbeitern erstellt worden.

Die byzantinischen Festungsmauern waren meist 8—10 m hoch und etwa 3 m dick. Sie waren in zwei Etagen angelegt, unten Schießscharten für Pfeile, oben ein Wehrgang. Die Türme hatten 3 Stockwerke und waren wie die Mauern mit Zinnen bekrönt. Das eindrucksvollste Beispiel solcher Befestigung finden wir heute in Tebessa, wo der gesamte Mauerring mit Türmen fast unverseht erhalten ist.

Neben dem Kastell von Timgad und den Mauern von Tebessa bietet die Zitadelle von Haidra, dem antiken Amaedra, dem Besucher einen überwältigenden Eindruck von der damaligen Bautätigkeit. Der Ort ist auf tunesischem Boden, allerdings etwas abgelegen an der algerischen Grenze, 60 km von Tebessa entfernt, direkt an der Straße, die von Le Kef oder Sbeitla nach Tebessa führt. Die Festung mißt 200 x 110 m, ist von 9 quadratischen und einem runden Turm flankiert, an der Westfront findet sich im Innern eine Kirche. Haidra ist auch wegen römischer Ruinen sehenswert, so wegen eines vollständig erhaltenen Mausoleums und verschiedener frühchristlicher Kirchen.



Die Zitadelle von Haidra. Rekonstruktion (Aus: *Afrique byzantine* von Charles Diehl, Paris 1896)

Zwischen Thuburbo Maius und Kairouan liegt eine vollständig erhaltene byzantinische Burg, die 31 x 29 m mißt und 10 m hohe Mauern und hohe quadratische Türme besitzt. Es ist das Kasr Lemsä, eines der großen Erlebnisse der Antike in Tunesien.

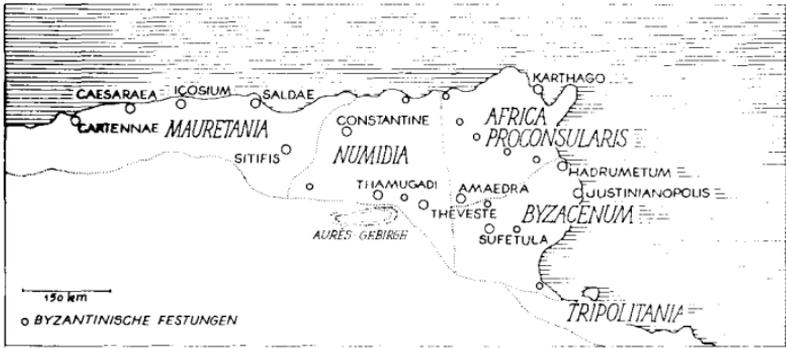
Viele Einrichtungen dieser Festungswerke gehen schon weit über das hinaus, was man im antiken Festungsbau kannte, und leiten in die Fortifikationskunst des Mittelalters über.

III

Wer in Karthago auf der Byrsa steht, sieht unterhalb der Kathedrale mächtige Mauern, die zu einem großen Teil byzantinische sind. Hier regierte im alten, jetzt erweiterten vandalischen Königspalast der höchste Verwaltungsbeamte Ostroms, seine Exzellenz, Magnifizienz und Sublimität, der Prätoriumspräfekt. Fuhr er durch die Stadt, benutzte er einen prunkvollen Galawagen. Seine Bezahlung war nicht schlecht, nämlich 100 Pfund Gold im Jahr, das sind ungefähr 200 000 DM. Die Zivilverwaltung in Karthago umfaßte etwa 400 Beamte; es war noch der alte spätrömische schwerfällige Beamtenapparat, der nun wieder zu arbeiten begann. In den Provinzen unterstanden dem Präfekten Statthalter, die duces, die den Titel Spectabilität führten. Am Ende des 6. Jahrhunderts wurde die Verwaltung beweglicher gestaltet, indem Kaiser Maurikios als höchste Autorität einen Vizekönig, den Exarchen, einsetzte, dem Militär- und Zivilverwaltung gemeinsam unterstanden. Das Krebsübel der späten Römerzeit, die Käuflichkeit der Beamtenstellen und die allgemeine Bestechlichkeit, wurde wenigstens zeitweilig erfolgreich bekämpft. Aber die Verwaltung war teuer. Sie kostete den



Karthago. Blick von der Byrsa, im Vordergrund Mauerreste des Exarchenpalastes



Das Exarchat Karthago

Steuerzahler umgerechnet etwa 2 Millionen DM im Jahr, eine für die damaligen Verhältnisse sehr hohe Summe, besonders weil die Bevölkerung bereits wenige Jahre nach der Befriedung der Berber neue Raubzüge durchstehen mußte. Damals, im Jahre 544, fiel der Oberbefehlshaber Solomon auf der Ebene von Ciliium (bei Sbeitla) im Kampf, und noch mancher byzantinische Oberbefehlshaber hat in den folgenden Jahrzehnten das gleiche Schicksal erlitten. Viele Bewohner der Städte flohen, sogar bis Sardinien und Sizilien, und für die Zeit nach 545 berichtet der Augenzeuge Corippus in Gedichtform:

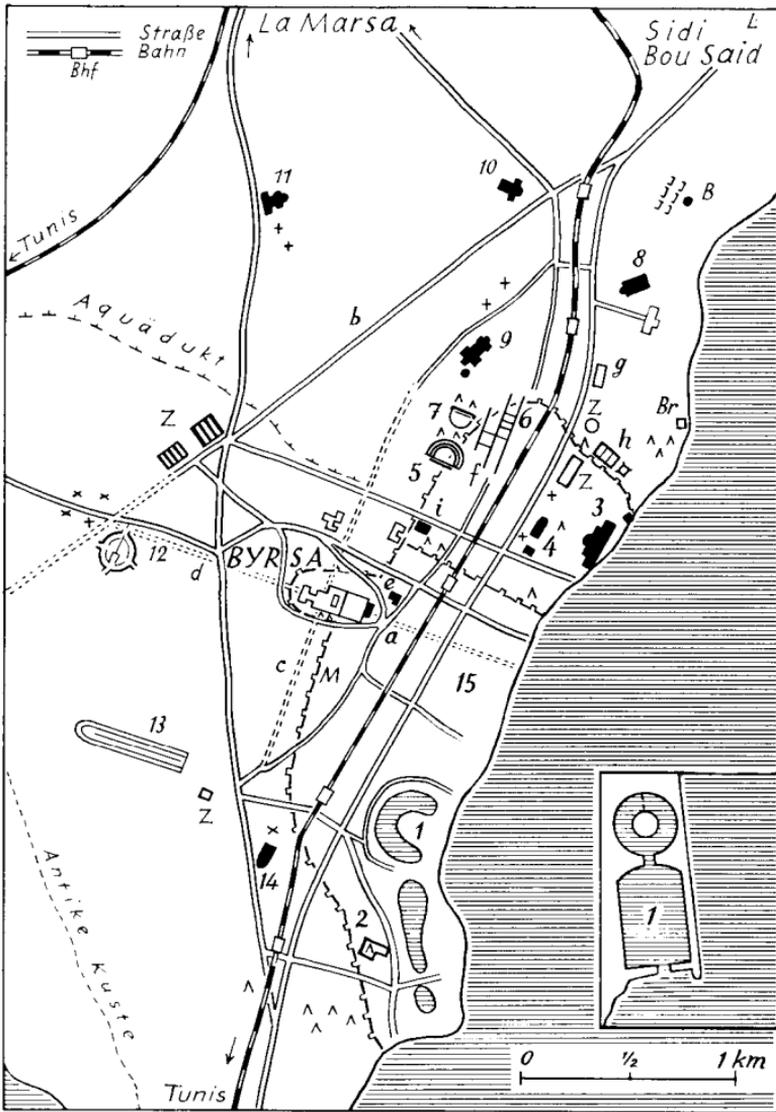
*Jam nullus arator arva colit
fumans perit Africa flammis*

*Niemand ist da, die Flur zu bestellen,
in Flammen und Rauch geht Afrika unter.*

Doch nach 3 Jahren war der Friede wieder hergestellt, und Nordafrika erholte sich, nicht zuletzt dank der gut funktionierenden byzantinischen Verwaltung.

IV.

Festungsbau allein muß noch keine kulturelle Leistung bedeuten, aber die Tätigkeit der Byzantiner beschränkte sich keineswegs darauf. Der Historiker Evagrius spricht von 150 Städten, die Justinian wieder aufbauen ließ; die Zahl scheint übertrieben, aber tatsächlich ist in jener Zeit viel gebaut worden, neben der Errichtung von Bastionen. Leptis Magna, fast ganz vom Sand verschüttet, erwachte zu neuem Leben, Sabratha erhielt neue Thermen, in Timgad wurde das Handwerkerviertel neu aufge-

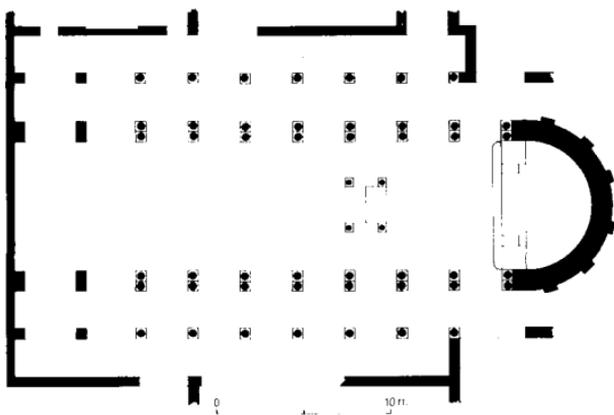


Plan von Karthago. 1 Kriegs- und Handelshafen (Kothon), 2 Heiligtum für Baal Hammon (Moloch) und Tanit (7.—2. Jhd. v. Chr.), 3 Antonius-Thermen (145 bis 162), 4 Kirchen von Douimes-Dermech (6. Jhd.), 5 Theater (um 200), 6 röm. Häuserblocks, 7 Odeum (um 200), 8 Sog. Cyprian-Kirche, 9 Kirche Damous-el-Karita, 10 Basilica maiorum, 11 Kirche Bir-Ftouha, 12 Amphitheater (2. Jhd.), 13 Circus, 14 Kirche Bir-Knissia, 15 Stelle des Forum. a Säulenhalle auf der Byrsa, b Grenzlinie der Limitation, c Cardo und d Decumanus, Achsen des römischen Straßennetzes, e Märtyrer-Kapelle, f Cryptoporticus, g Stätte des Demeter-Ceres-Heiligtums (seit 396 v. Chr.), h Röm. Militärlager, i Christl. Kapelle, B Becken, Br Brunnen der 1000 Amphoren, M Stadtmauer punischer Zeit, Z Zisternen. Gräber: \wedge punischer, \times römischer, $+$ christlicher Zeit (Plan aus Kirsten „Nordafrikanische Stadtbilder“ Karawane-Verlag 1966, 2. Auflage).

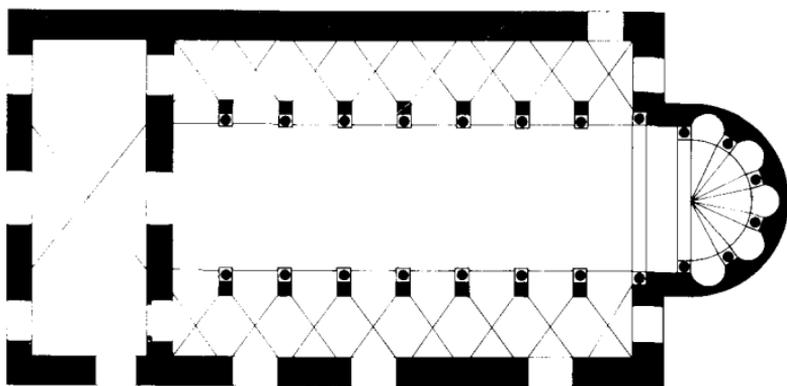


Leptis Magna, Kaiserforum

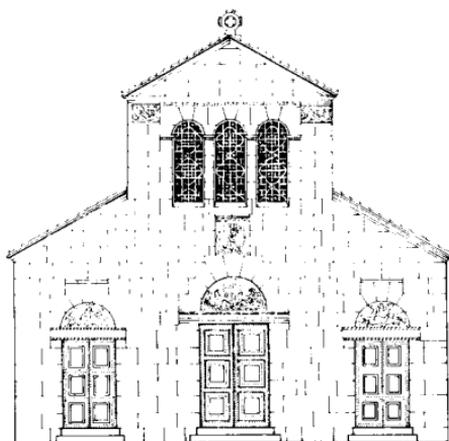
baut und das Forum wieder hergerichtet. Karthago wurde verschönert, der Markt erhielt einen doppelten Portikus, es wurden neue Thermen gebaut und viele Villen instandgesetzt. Auch neue Städte wurden gegründet wie Justinianopolis bei Mahdia. In Algerien und Tunesien findet man überall neben den Ruinen altchristlicher Kirchen aus der Römerzeit solche aus der byzantinischen Epoche, deren herrliche Mosaikböden zum Teil noch erhalten sind, so die Prima-Kirche (Basilika von Dermesch) im archäologischen Park von Karthago und eine Bischofskirche in Bulla Regia. Noch sehr gut erhalten sind die Kirchen Dar el Kous in Le Kef und in Haidra. Es handelt sich hier meist um kleinere dreischiffige Basiliken mit Narthex und gewölbter Apsis. Die großen sieben- und neunschiffigen Basiliken wie in Tipasa und Karthago freilich werden, soweit sie zerstört sind, nicht wiedererrichtet, höchstens wird ein Teil der Kirche als dreischiffige Basilika neu geweiht, wie dies in Karthago mit Damous el Carita geschah.



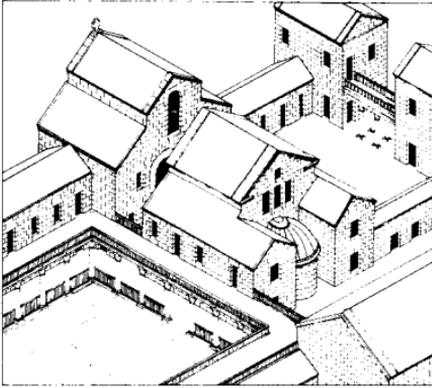
Karthago. Basilika von Dermesh. Grundriß



Kirche Dar el Kous in Le Kef. Grundriß



Rekonstrukton der Fassade
der Kirche Dar el Kous in
Le Kef, nach Charles Diehl



Rekonstruktion einer der Kirchen von **Haidra**, nach Charles Diehl

Herrliche Fußbodenmosaiken aus byzantinischer Zeit haben sich erhalten, so das Mosaik des Theodul, jetzt im Museum in Sousse, eine schöne Komposition von Pfauen, Enten und Fasanen, die in den Zweigen des Lebensbaumes sitzen; das große Mosaik von Gafsa, das Zirkusfreuden beschreibt, und der mosaikgeschmückte Taufstein aus Kelibia, beide im Bardo-Museum in Tunis. Die Araber haben später beim Bau ihrer Moscheen mit Vorliebe byzantinische Säulen verwendet, wovon man sich in Kairouan überzeugen kann.

Diese ausgedehnte künstlerische Tätigkeit konnte nur in einem Land vor sich gehen, in dem ein gewisser Wohlstand herrschte. Sicher ist, daß die Quellen des Reichtums, das Bewässerungssystem und die Bewaldung, während der Zeit der byzantinischen Herrschaft intakt waren und ferner, daß den Produkten Nord-

afrikas der gesamte Mittelmeerraum offenstand, ganz im Gegensatz zu der Zeit nach der arabischen Eroberung. So lag über dem Lande noch ein letzter Glanz römischer Zivilisation und christlich-antiker Kunst.



Mosaik des Theodul

V.

Wer vor den Trümmern Karthagos steht, gedenkt dessen Untergangs. Aber es hat sich eingebürgert, stets des Untergangs der punischen Herrschaft zu gedenken, der Eroberung und Zerstörung Karthagos durch die Römer im Jahre 146 v. Chr. Gewiß, hier ging das mächtige karthagische Reich in Feuer und Flammen zugrunde, aber es ist ja bekannt, daß Karthago seit Julius Cäsars Zeiten wiedererstand, glänzender als es zuvor gewesen. Wir finden in Karthago daher heute nur wenige punische, dafür aber eine große Anzahl römischer und byzantinischer Ruinen.

Der eigentliche Untergang Karthagos war erst 850 Jahre später, als die Stadt im Jahre 698 von den Arabern genommen wurde und alsbald verödete. Damals endete nicht ein großes Reich, denn Byzanz bestand ja noch lange fort, aber der Traum von der Wiederherstellung des imperium romanum war endgültig ausgeübt, und die südlichen Küsten des Mittelmeeres waren für 1000 Jahre von den nördlichen abgeschnitten.

Wie war es dazu gekommen? Mohammed war im Jahre 632 gestorben. Schon ein Jahr später überrennen die Araber den syrischen Limes, 635 fällt Damaskus und im Jahr darauf wird die byzantinische Armee am Yarmuk vernichtend geschlagen. Bis 647 sind Syrien, Palästina, der Irak, Ägypten und die Cyrenaika dem byzantinischen Reich entrissen. Damit ist Byzanz aus seiner Großmachtstellung im östlichen Mittelmeer verdrängt.

In diesem Jahre beauftragt Kalif Utman den Emir von Ägypten, Abdallah ibn Saud, mit 20 000 Mann Nordafrika anzugreifen. Dieser fällt in Mittelunesien ein. Die befestigten Städte und Forts umgeht er. Der damalige Exarch, der Patricius Gregor, bringt eine Armee von regulären Truppen und Berbern zusammen und stellt sich den Arabern bei Sbeitla. Die übliche Aufforderung, den Islam anzunehmen und dem Kalifen Tribut zu zahlen, lehnt er ab, es kommt zur Schlacht, und die oströmischen Truppen werden vernichtend geschlagen. Gregor fällt, und die arabischen Heere plündern und zerstören viele Städte, aber vor der Festungskette, die Karthago schützt, machen sie halt. Gegen die Zahlung einer immensen Summe verzichten sie auf den weiteren Vormarsch und ziehen sich mit der Beute nach Ägypten zurück.

Das ist das erste Signal des Untergangs. Innere Streitigkeiten, die das Kalifenreich erschüttern, gewähren Afrika eine Ruhepause von 15 Jahren. Wir wissen, daß die Zeit nicht genutzt wurde. Religiöse Zwistigkeiten zwischen den aus Syrien und Pa-

lästina geflohenen Monophysiten und der orthodoxen Kirche stehen im Vordergrund des Interesses. Selbständigkeitsbestrebungen des Exarchen schwächen die Verbindungen mit der Hauptstadt am Bosphorus. Seit 665 setzt sich Sidi ben Okba kampflos im Süden Tunesiens fest und gründet Kairouan zum Zeichen der endgültigen Inbesitznahme des Landes.

Im Jahre 683 tritt Okba von Kairouan aus zur Eroberung des Westens an. Es kommt zu einer Schlacht bei Lambèse, nördlich des Aurès-Gebirges, die Okba für sich entscheidet, aber nach Norden, nach Karthago ist ihm durch den Festungsgürtel und starke Berberkräfte der Weg verstellt. So umgeht er Nordtunesien und Nordostalgerien und zieht weiter nach Westen, nach Mauretanien. Als er nach Kairouan zurückkehren will, wird ihm von einer starken Berberarmee der Rückzug abgeschnitten, Okba selbst fällt im südlichen Aurès-Gebirge, und die führerlos gewordenen Araber räumen darauf Kairouan und ziehen sich bis zur Cyrenaika zurück. Für die kurze Zeit ist das gesamte byzantinische Gebiet frei vom Feind. 10 Jahre Ruhe sind damit erkaufte. Denn erneute innere Kämpfe lassen weitere Eroberungszüge der Araber zunächst nicht zu.



Die Feldzüge der Araber. Für die Ortsnamen wurden die heutigen Bezeichnungen gewählt

Den Truppen des Exarchen allein wäre diese erfolgreiche Verteidigung wohl nie gelungen, vielmehr sind es christianisierte Berberstämme, die nun die Araber als ihre Todfeinde ansehen und zum zuverlässigen Verbündeten Ostroms werden. Das liegt nicht an den kleinen Subsidien, die Byzanz ihnen zu zahlen in der Lage ist, aber sie haben sich im Laufe der Jahrzehnte mit den Herren in Karthago arrangiert. Der Exarch läßt ihnen — wohl oder übel — viel Freiheit. Sie fühlen sich als Herren des Berglands, und nun droht ihnen von den Moslems Unterdrückung. Uns sind aus jener Zeit die Namen großer Berberfürsten über-

liefert: Kotscheila, der Sidi ben Okba besiegte und die Kahena, d. h. die Prophetin, eine der großen Frauengestalten jener Zeit, eine Jungfrau von Orléans, von der heute noch Sagen unter den Berbern lebendig sind. So mächtig und großartig soll sie gewesen sein, daß sie in dem prächtigsten Bau, den man kannte, residiert haben soll, im Amphitheater von El Djem. Die letzten Jahre von Karthago sind eigentlich Berbergeschichte, hier spielt ihr Heldenepos im Kampf gegen die Araber.

Im Jahre 695 nimmt eine 40 000 Mann starke arabische Armee unter Hassan Karthago. Die oströmischen Verteidiger ziehen sich in die Gegend von Bizerta zurück. Doch Hassan kann sich seines Sieges nicht freuen. Er muß weiterziehen, zum Aurès-Gebirge, wo die Kahena nach einem Aufstand sämtlicher christlicher Berberstämme eine große Armee gesammelt hat. Und die Kahena besiegt Hassan. Gleichzeitig landet eine von Kaiser Leontios unter Aufbietung der letzten Mittel ausgerüstete byzantinische Flotte in Karthago und erobert die Stadt leicht zurück. Hassan muß sich nach Tripolitaniern zurückziehen. Doch schon im nächsten Jahr schicken die Araber selbst eine Flotte, und Hassan macht sich zulande nach Karthago auf. Dem konzentrischen Angriff von Land und See kann die Garnison nicht standhalten. Im Jahre 698 ist Karthago endgültig verloren. Aber die Kahena kämpft noch, sie läßt die Städte zerstören, die sie räumen muß, Ölbäume umhauen, wo sie sich zurückzieht, und so erobern die Araber ein zerstörtes Land. Als die Kahena auf dem Schlachtfeld getötet wird, erlahmt allmählich der Widerstand der Berber. Der letzte byzantinische Exarch, Julian, ergibt sich 709 in Ceuta. Nun ist der Weg frei für die arabische Eroberung Spaniens, und erst Karl Martell kann in den Schlachten von Tours und Poitiers die Expansion des Islam aufhalten.

Man hat nach Gründen gesucht für den Verlust ganz Nordafrikas an den Islam, und man hat viele Ursachen für diese Niederlage genannt: Innere Wirren, Mißwirtschaft, Religionsstreitigkeiten, aber das gab es auf der arabischen Seite auch. Man hat die hohen Steuerlasten erwähnt, die die Bevölkerung das Interesse an den Herrschenden verlieren ließen. Doch all dies trifft nicht den Kern. Den Arabern gelang damals die Umsetzung religiöser und ethischer Lehren in eine politische Idee, und das bedingte Größe und Erfolg des Islam. Damals war in Afrika gegen die anstürmenden Scharen des Islam kein Kraut gewachsen, auch ein stärkeres Staatswesen, als es das Exarchat Karthago war, wäre hier erlegen.

Die tiefgreifenden Reformen, die Byzanz dann befähigten, als

Bollwerk der Christenheit zu bestehen, waren hier noch nicht in Angriff genommen. Die Einführung der Themenverfassung, die das Söldnerheer durch Wehrbauern ersetzte, erfolgte auch im Osten erst als Reaktion auf den Fall Afrikas. Karthago war ein Außenposten. Vielleicht liegt einer der Hauptgründe für seinen Fall darin, daß es nicht gelungen war, die einheimische Bevölkerung zu integrieren und ihr ein Staatsbewußtsein zu geben. In den östlichen Reichsteilen hatte diese Entwicklung eben erst eingesetzt, man begann, sich als Griechen zu fühlen, die griechische Sprache trat anstelle der lateinischen, und langsam entstand ein mittelalterlicher Nationalstaat. In Karthago versuchte man mit den alten Mitteln des römischen Universalreichs — Zahlung von Subsidien an Grenzvölker und Förderatenverträge — die Einheit zu wahren. Das ist nicht gelungen, und so verschwanden mit dem Fall Karthagos die römische Herrschaft, das Christentum und die Antike aus Afrika. Das Ergebnis war die dauernde Islamisierung und, wie wir gerade heute wieder begreifen mußten, der Auszug Europas aus Nordafrika.



El Djem (Thysdrus), Amphitheater

DAS REICH DER VANDALEN

Karthago

Der Fluch der Dido, gerichtet gegen die Erben des Aeneas, hat Etruskern, Karthagern und Römern das Hinüber- und Herübergreifen zwischen Europa und Nordafrika über die Zwischenstufe Sizilien mit historischer Gesetzmäßigkeit geboten. Zwar meinte noch der rein kontinental denkende ältere Cato dem Wunsch nach Sicherheit mit seinem Ausspruch „*Carthaginem esse delendam*“ genügen zu können, aber schon hundert Jahre später war Rom als beherrschende Weltstadt so sehr von der reichen nordafrikanischen Kornkammer abhängig geworden, daß sich die letzten Republikaner dort, wieder unter einem Cato, zum letzten gefährlichen Widerstand gegen den Machtanspruch Julius Caesars sammelten. Wirtschaft und Handel bedingten, als nach der Zerstörung Karthagos eine machtpolitische Einheit im mittleren Mittelmeerraum geschaffen war, notwendig das Wiederaufblühen dieser Stadt als Ausfuhrhafen; der durch den Bogen der großen Inseln geschützte Schifffahrtsweg nach Ostia wurde zur Lebensader des Imperiums. Das Zusammenwachsen der einstigen Gegenpole manifestierte sich auch im politischen und geistigen Austausch: Kaiser, Dichter und später Kirchenfürsten kamen aus der Welt des nordafrikanischen Römertums. Als die Achse zwischen beiden Städten, nach mancher vorhergegangenen Erschütterung, religiösen Auseinandersetzungen und Revolten, im Jahre 429 n. Chr. zerbrach, bedeutete der Verlust dieser lebenswichtigen Provinz zugleich die Verelendung für das bereits von den Kaisern aufgegebene Rom. Die endgültige Vernichtung Karthagos, das fortan nie wieder seine alte Stellung erringen konnte, erfolgte schließlich zweieinhalb Jahrhunderte später durch die Araber — das Mittelmeer war wieder zum feindlichen Trennungsraben geworden.

Die Vandalen

Die Abgrenzung, welche Stämme im jahrhundertlangen Strudel der Völkerwanderung unstreitig, wie Franken und Goten, den Germanen zuzurechnen sind, ist keineswegs immer sicher zu treffen. Fast noch mehr als in unseren Tagen wurden Stammbevölkerung und Eindringlinge, Eroberer und Flüchtlinge durcheinandergeworfen.



Der Zug der Vandalen von ihren Stammsitzen aus

Der ältere Plinius wird im ersten nachchristlichen Jahrhundert aus den Berichten der Nordseefahrer schon das Richtige herausgefunden haben, als er unter fünf damals bekannten Gruppen der Germanen auch die der Vandalen nannte, mithin — gleich wie Markomannen, Alemannen und andere — als lose Zusammengehörigkeit mehrerer Stämme. Damit paßt auch zusammen, daß später beim Eintritt dieser Stämme in die Geschichte zumindest zwei Vandalen-Gemeinschaften erscheinen: die Silinge, mit dem Sitz in VendsysseL in Jütland zwischen Limfjord und Skagen, und die Hasdinge, die im schwedischen Raum um Upsala zu suchen wären. Die französischen Forscher*, die dem Namen der Vandalen in phonetisch verwandten Ortsbestimmungen nachgingen, erwähnen seltsamerweise nicht das im Hildebrandslied genannte „Wendelmeer“, eben die Ostsee, von deren Ufern jene Stämme,

* Hier muß darauf hingewiesen werden, daß sich gerade französische Gelehrte um die Vandalenforschung verdient gemacht haben, nicht zuletzt bedingt durch die einst engen Bindungen Frankreichs an diesen Raum. Sie sind in vorbildlicher Sachlichkeit dem Gesetz eines Thukydides und Ranke gefolgt, klarzustellen, „wie es wirklich gewesen ist.“

gleich so vielen andern, den Weg aufs Festland antraten. Seit etwa 100 v. Chr. tauchen die aus ihren Stammsitzen im Norden kommenden Silinge in Schlesien auf. Über ihre Spuren liegen, zumal über ihre Verbindung mit dem Zobtenberge, zahlreiche Einzelstudien vor. In steten Auseinandersetzungen mit benachbarten Volksstämmen und den Römern dehnen sich die Silinge vor allem im 2. und 3. Jahrhundert bis zu den Karpaten aus.

Die Hasdinge, die im lockeren Verband zusammen mit den Silingen aus ihren Stammessitzen aufgebrochen waren, stoßen dagegen weiter vor und siedeln, nach Zusammenstoßen mit den Römern im Zuge der Markomannenkriege, im Gebiete der oberen Theiß, also in Nordostungarn und der Slowakei. Sie kommen dort mit den Alanen in Berührung, die in der Folge als ihre Begleiter genannt werden. Eine Mischung mit weiteren im ungarischen Kessel quirlenden Völkerschaften liegt nahe, und Fr. Chr. Schlosser, der im vorigen Jahrhundert als „Großonkel der Geschichte“ geachtete Historiker, spricht von den Vandalen geradezu als germanisch-sarmatischem Mischvolk. Das bestimmende germanische Element tritt indessen schon in den Namen der Fürsten hervor.

Unter dem Druck der von Osten kommenden Hunnen und Goten brachen schließlich Hasdinge und Alanen nach Westen auf, die Silinge schlossen sich an. Mehr geschoben als schiebend erreichen sie den Rhein, den sie im Jahr 405 überschreiten. Die im lockeren Verband wandernden Völker treffen dort auf die Gegenwehr der dort bereits eingedrungenen Franken; in verlustreichen Kämpfen mit ihnen fällt der König der Hasdinge, Godegisel. Das dadurch weiter südwärts abgedrängte Wandervolk von maximal 80 000 Menschen, es zählte wohl nie mehr als 15 000 Streitbare, ist nicht stark genug, sich längs der für Ernährung und Beute so ertragreichen Rhonestraße zu behaupten, und so geht es weiter . . .

Nicht abzuschätzen ist, wieviele Splitter während dieses Zugs ihren eigenen Weg, zumal den Aufstieg in den verlockenden römischen Dienst gesucht haben — unter ihnen als berühmtester Stilicho, der es bis zum Reichsmarschall des im Gotensturm versinkenden weströmischen Reichsteils brachte und den Westgoten Alarich an den Pforten Italiens in Schach hielt. Sein Fall durch den Wortbruch des kaiserlichen Schwächlings Honorius bildete ein Einzelschicksal, von dem des Stammes losgelöst, und doch mit ihm bedeutungsvoll verkettet. Der Druck der nach Alarichs frühem Tod von Italien nach Südfrankreich ausweichenden Westgoten trieb wiederum die Vandalen weiter über die Pyrenäen bis



Wamba, Kirche aus der Zeit der Westgoten

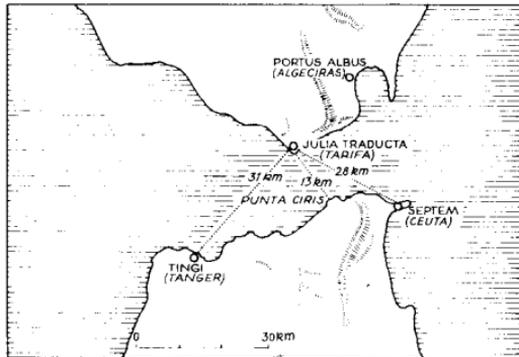
in die südwestliche Spitze Europas. Keine zwanzig Jahre ist hier ihres Bleibens — zu wenig, um Wurzeln zu schlagen oder etwa dem Lande „Andalusien“ den Stempel ihres Namens aufzudrücken.

Der Vandalzweig der Silinge wurde von den gleichfalls auf die Halbinsel eingedrungenen Sueben, den römischen Restgarnisonen und nachdrängenden Westgoten zerrieben; die Trümmer schließen sich den Hasdingen an, als deren Haupt nun ein Sohn Godegisels, Geiserich — in entstellter Form „Genserich“ geschrieben — seine große Führungsrolle antritt. Ihn lockte das Land südlich der Meerenge, die für Invasionen von hüben und drüben noch nie ein ernstliches Hindernis bedeutet hat.

Bezeichnend genug ist bei all jenen Besitzveränderungen doch immer der Schein des über allen Gebieten waltenden Imperiums bewahrt geblieben: Alarich, Athaulf, selbst Theoderich der Große — alle ließen sich ihre Eroberungen als „foedus“, gewissermaßen zu Lehen, zuweisen. Dazu kam, daß in Spanien noch immer ein kaiserlicher Exarch die Häfen Valencia, Cartagena und Tarragona und damit die Seeherrschaft festhielt. Ein strenges Verbot

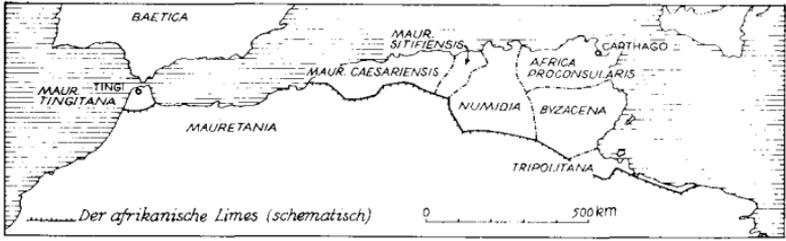
untersagte den eingesessenen Küstenbewohnern, die Barbaren in die Schiffbaukunst einzuweihen. Aber solche Verbote bleiben in der Regel Theorie: der Wille des tatsächlichen Machthabers war meistens stärker — und schon im Jahr 524 griffen die Vandalen auf die Balearen über.

Es wirkt überraschend, wie dieses Wandervolk, das wie die meisten Germanen durch die Nöte der Zeit vom seßhaften Bauerntum auf halbnomadische Bahnen gedrängt worden war und dabei eine tüchtige Reiterei entwickelte, nun wieder dem Wasser vertraut wurde, von dem irgendwann einmal die Vorfahren aus Jütland und Upland fortgezogen waren. Im Jahre 429 war es dann soweit: Geiserich sammelte sein ganzes Volk — 80 000 Menschen, und die Zahl scheint für die Verhältnisse der Epoche hinreichend belegt — bei Julia Traducta (heute Tarifa) und setzte nach Afrika über. Die Landung fand wohl im Raum Tanger, damals Tingi, statt. Von hier führte der Eroberungszug im Laufe eines Jahres über den Paß von Tazza 2 000 km weiter durch das heutige Algerien bis vor die Küstenstädte Hippo und Karthago.

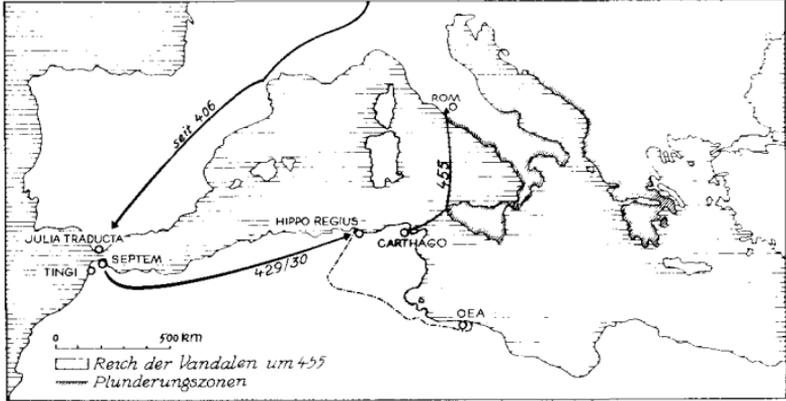


Die Überfahrt der Vandalen nach Nordafrika

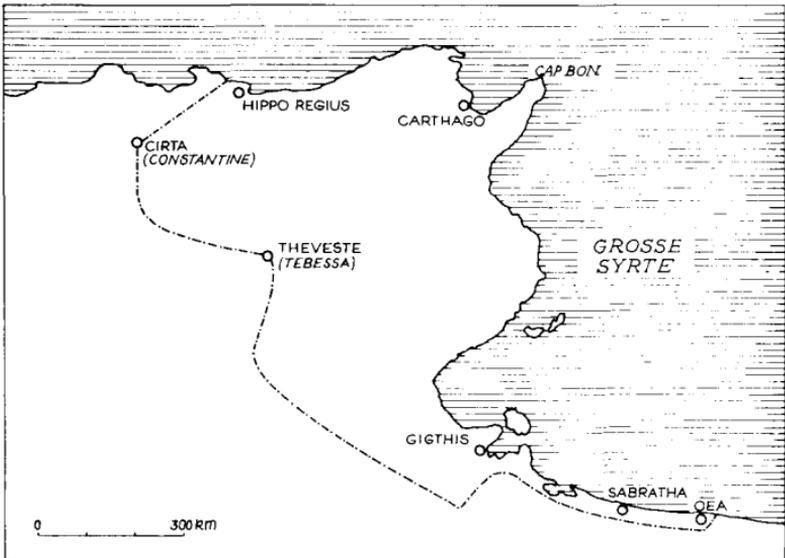
Trotz der späteren seebeherrschenden Rolle des Vandalenkönigs wäre es voreilig, schon diese Aktion als amphibische Strategie mit einem gleichzeitig von der See her geführten Schlag zu deuten. So weit war man des Meeres noch nicht sicher — auch konnte der Troß der Familien nicht sich selbst überlassen bleiben, trotz des offensichtlich freundlichen Empfanges der Vandalen durch die Berber des Atlas und Rif. Die Nachfahren der Numider waren in ihrer schwer zugänglichen Heimat nie richtig dem Imperium unterworfen gewesen und zur wirklichen Beherrschung des ganzen Raumes sind ja dann auch die Vandalen nie in der Lage gewesen. Der nordafrikanische „Limes“, der, zwar nicht als „Chinesische Mauer“ fortlaufend, aber als Kette römischer Stützpunkte parallel zu ihrer Stoßrichtung lag, konnte sie nicht auf-



Die byzantinischen Provinzen Nordafrikas vor dem Einfall der Vandalen



Das Reich der Vandalen um 455

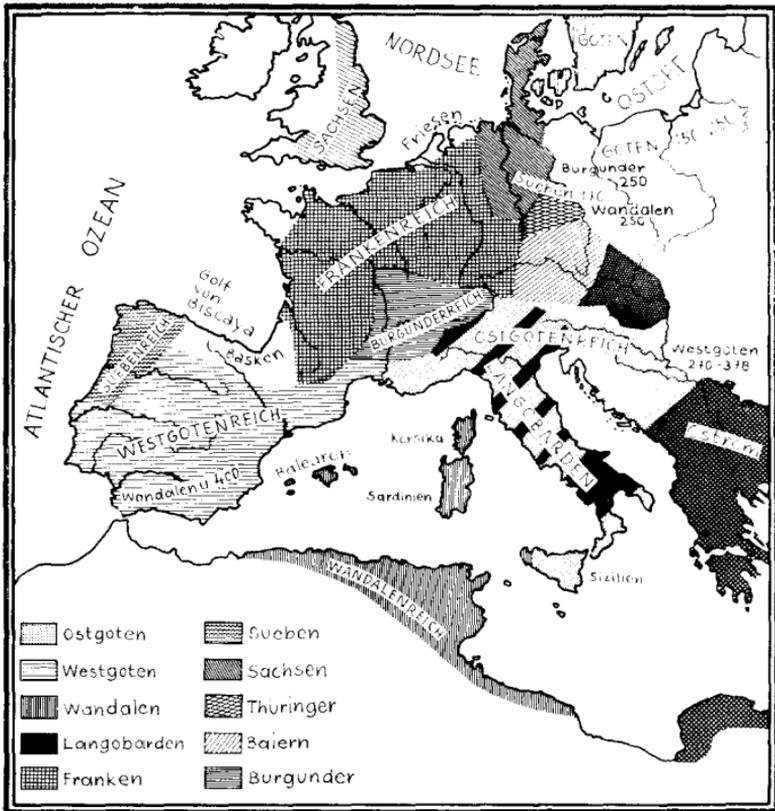


Vermutliche Grenze des Vandalenreichs

halten. Dies mag mit zu der Überlieferung beigetragen haben, der römische Statthalter Bonifacius habe aus Eifersucht gegen den im europäischen Westreich gebietenden Aëtius Verrat geübt und die Feinde selbst gerufen. Der große Augustin hatte einst diesem Soldaten und Staatsmann, der, der Intrigen der Welt müde, ihren Würden und Bürden entsagen wollte, zugeredet, auf seinem Posten zu verharren — nun galt dieser Rat als verfehlt, da das Gerücht von seinem Einvernehmen mit den Barbaren geglaubt und nachgeschrieben wurde. Dem steht entgegen, daß gerade Bonifacius die zähe Verteidigung von Hippo führte, während derer Augustin als Bischof der Stadt starb.

Seit der notgedrungenen Aufteilung des Reiches unter Diokletian waren trotz der vorübergehenden Zusammenfassung durch Konstantin und Theodosius in allen Provinzen die Pronunciamentos einzelner Statthalter zur Regel geworden, und wer sich zur Rebellion entschloß — oder sich von seinem Gegner hineingetrieben fühlte — schaute ohne Skrupel nach fremder Unterstützung aus. Die Vorstellung, „Barbaren“ zu Hilfe zu rufen, hatte längst ihre abschreckende Gewalt verloren, seit germanische Söldner den Großteil der Streitkräfte des Imperiums stellten und manche als Söhne des Glücks an der Seite der Schattenkaiser die Zügel führten. Was Wunder, daß überall „Verrat“ gewittert wurde — ob Bonifacius die Vandalen nach Afrika, ein Jahrhundert später Narses die Langobarden nach Italien, ein vom Westgotenkönig gekränkter Vasall die Araber nach Spanien gerufen haben soll . . . Die Ausschmückung mit dem Motiv gekränkter Frauenehre kehrt mit der Regelmäßigkeit eines feststehenden Sagenbestandteils wieder — und ist doch nicht einmal in jedem Einzelfall ganz auszuschließen: die Barbarenfürsten waren ja nicht nur für diplomatische Verhandlungen hoffähig geworden, in denen auch der letzte Bewahrer des Reichs, Aëtius, oft genug mit den Hunnen paktiert hat — man handelte mit ihnen politische Verlobnisse aus, selbst die Kaisertochter Honoria hat durch geheime Botschaften dem schrecklichen Attila Avancen gemacht. Die unglaublichesten Intrigen werden wahrscheinlicher in einer Epoche der moralischen Entwurzelung und geradezu epidemischer Treulosigkeit. Aus solcher Verstrickung ergibt sich jener berühmt-berühmte Vandalenzug nach Rom.

Nach einer Waffenruhe von vier Jahren hatte Geiserich i. J. 439 zunächst sein nordafrikanisches Herrschaftsgebiet, für das ihm bereits der Rechtstitel eines „foedus“ zugestanden worden war, durch Einnahme von Hippo und Karthago abgerundet. Beim Schwinden des Widerstands jener volkreichen Städte ist man an die Einwohnermassen erinnert, die 1000 Jahre später in Byzanz



Die Germanen im Westmittellmeerraum und ihre Herkunftsländer

angesichts der Türkengefahr um Dogmen haderten, aber keine 6000 Mann zur Abwehr auf die Mauern brachten. Auch den Vandalen hat die Verfeindung der verschiedensten Bekenntnisse, zumal der Rechtgläubigen und der Donatisten, mit zum Sieg verholfen; ähnliche Gründe wurden nun zur Ursache, daß sie, die Arianer, gleich den Ostgoten in Italien, im eroberten Land keine Wurzel fassen konnten, sondern als Ketzler verhaßt blieben.

Schon retteten sich Scharen von Flüchtlingen als Glaubenszeugen aus Karthago in die echt-katholische Welt und klagten über die Grausamkeit der Eroberer. Dennoch fand sich das Imperium mit den Tatsachen ab — ja, man nahm Hunerich, den Sohn des Vandalenherrschers, nicht nur als „Geisel“, d. i. als Gast und Friedensgaranten, am kaiserlichen Hofe auf, sondern bestimmte ihm die Kaisertochter Eudoxia zur künftigen Gattin. (Um die Fülle der Namen auseinanderzuhalten, darf auf die erläuternden Stammtafeln auf den Seiten 59 und 60 verwiesen werden).

Die Reihe der Frauen mit dem Namen Eudoxia eröffnet im Kaiserhaus die Gattin des Arkadius, von fränkischer Abstammung, die sich durch Anfeindung des byzantinischen Bischofs Johannes Chrysostomus hervortut. Ihr Sohn Theodosius II. erhielt seine Partnerin in Gestalt der griechischen Philosophentochter Athenais, deren Leben Gregorovius beschrieb und die, von der Kaiserschwester Pulcheria Augusta adoptiert, als zweite Eudoxia benannt wurde. Durch die Ehe ihrer Tochter gleichen Namens mit dem Erben Westroms, Valentinian III., dem Sohn der Galla Placidia, sollte das Band der beiden Reichshälften neu geschlungen werden; einer Tochter Placidia aus dieser Ehe wurde der Senator Olybrius als künftiger Kaiser, der anderen, wiederum Eudoxia, der Vandalenerbe Hunerich zum Gatten bestimmt.

Als Valentinian III. heimtückisch, vielleicht in der Angstreaktion vor einer unentrinnbaren Fessel, den mächtig auftrumpfenden Aëtius mit seinen eigenen kaiserlichen Händen ermordete, fiel er selbst kurz darauf durch die Parteigänger seines Opfers. Ihr Anführer Petronius Maximus riß mit dem Diadem auch die Witwe des Getöteten an sich und zwang, um sein Thronrecht durch stärkere Bindung an die theodosianische Dynastie zu sichern, deren Tochter, die vierte Eudoxia, zur Ehe mit seinem Sohn Palladius. Dies geschah im März 455; schon im Juni lag die Flotte der Vandalen vor Ostia.

Der Überlieferung, daß die gedemütigten kaiserlichen Frauen selbst die bisherigen Feinde zur Rache gerufen hätten, haftet viel Romanhaftes an; wahrscheinlich ist zumindest, daß Fäden von ihren Parteigängern nach Karthago liefen, um den Usurpator zu stürzen. Es mag grotesk genug wirken, einen Mann wie Geiserich, dem ein Ruf gleich dem Attilas vorausging, als Beschirmer des Rechtes auftreten zu sehen. Er nutzte natürlich die Gelegenheit, sich der Reichtümer zu bemächtigen, die in der Weltstadt noch immer gehäuft lagen. Geiserich fand keinen Widerstand: der Kaisermörder im Purpur gab seine Sache von vorneherein verloren und wurde bei der Flucht mit seinem Sohn Palladius von dem verzweifelnden Volk gesteinigt. Einzig Papst Leo I. trat dem Eroberer entgegen. Das Treffen der beiden ist von Leo's Begegnung mit Attila überschattet, aber historisch sicherer belegt, auch im Ergebnis: der Nachfolger Petri konnte den Vandalenkönig zwar nicht zum Verzicht auf die Plünderung der Stadt bewegen, aber die Brandlegung mit all ihren Zerstörungsfolgen hat er verhindert.

Vierzehn Tage Plünderung ergaben unermessliche Beute jeder Art — neben Gold und Geschmeide auch Frauen. Nicht zuletzt

auf Kunstschätze hatte es der Barbarenkönig abgesehen — es wird berichtet, daß gerade ein mit dem Besten dieser Art beladenes Schiff auf dem Rückwege gescheitert sei. Immerhin steht fest, daß die Frist von zwei Wochen und das Fassungsvermögen damaliger Schiffe nicht ausreichen konnten, eine solche Stadt völlig zu berauben. Noch bei den Mauerkämpfen des Gotenkrieges, hundert Jahre später, hat es allein an Statuen nicht gefehlt, und nicht ohne Grund hat noch der „Pasquino“, das traditionelle Witzplakat der ewigen Stadt, gegenüber der radikalen Bauwelt der päpstlichen Nepoten im 17. Jahrhundert das Wort geprägt: „Quid non fecerunt barbari, fecerunt Barberini“.

Wie rechtfertigt sich also gerade das Schmähwort vom „Vandalismus“? — Sogar ein so sachlicher Kenner wie Gregorovius vermag sich der Unlogik der Voreingenommenheit nicht zu entziehen, wenn er seine Betrachtung zu dieser Frage einleitet:

„Selbst wenn wir keine bestimmtere Nachricht über den Charakter dieser Plünderung besäßen (und es ist sehr wenig, was uns spätere Schriftsteller davon mitteilen), würde der zum Sprichwort gewordene Ausdruck ‚Vandalismus‘ überzeugen, daß sie gründlich genug gewesen“. — Das Schlagwort gilt auch ihm als unerschütterliches Indiz, auf Grund dessen er fortfährt: „Obwohl auch die Westgoten Rom geplündert hatten, blieb doch ihr Name von dem Brandmal verschont, das der Volksglaube gerade den Vandalen angeheftet hat — ein Beweis, wie unauslöschlich die Erinnerung sich dem Gedächtnis der Stadt aufgeprägt hatte“.

Dies sagt im Band I seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ derselbe große Forscher, der im Band III bei seiner meisterhaften Schilderung des Rienzi berichtet, wie in der verödeten Stadt des Trecento nicht die geringste Erinnerung an einstige Größe lebte, als der künftige Tribun als einsamer Spintisierer die Reste alter Inschriften zu deuten begann! — Und nun erst, nach dieser Verbeugung vor der Vox populi, kommt doch wieder der unbestechliche Kritiker zu Wort:

„Kein einziger Geschichtsschreiber, der nur irgend von jener Begebenheit erzählt, nennt auch nur ein einzelnes Gebäude, welches sie vernichtet hätten. Prokop, dem doch die Ruinen der von den

* Den Begriff „Vandalismus“ prägte der Bischof Gregoire von Blois. In einem Bericht an den Nationalconvent vom 21. Nivöse II, d. i. dem 10. Januar 1794 gebrauchte er die Wendung: „ce vandalisme qui ne connaît que la destruction“ und er rühmt sich in seinen 1837 erschienenen Memoiren, „er habe dies Wort geprägt, um die in seiner Kritik angegriffene Sache zu treffen“ . . . Die Redensart, die schon wenig später im Dictionnaire der Akademie Aufnahme fand, wurde bereits bald darauf von Schiller übernommen.

Goten verbrannten Paläste des Sallust nicht entgangen waren, berichtet nur, daß die Vandalen das Kapitol und das Palatium ausplünderten. Es sind allein die späteren, einander abschreibenden Byzantiner, welche in allgemeinen Phrasen, wie wir sie bei Gelegenheit der gotischen Plünderung bemerkten, von einer Anzündung der Stadt und einem Verbrennen ihrer Wunderwerke reden. Und doch werden wir diese Monumente und die Sorge um ihre Erhaltung durch den Goten Theoderich noch von Cassidor schildern und preisen hören. Wir schließen diese Untersuchung mit dem Urteil eines Römers: „So viel man weiß, ist es unbegründet, daß Geiserich die Gebäude und die Standbilder Roms zerstören ließ“.

Es fragt sich, ob auch das persönliche Bild Geiserichs unter solchen Einflüssen verzeichnet auf uns kam, wie es z. B. Schlosser übernommen hat: „ein Mann, der die Wildheit und Raubsucht eines Barbaren mit der Arglist und Rachgier eines Spaniers und der Unbarmherzigkeit eines afrikanischen Tyrannen verband“. Er kann so gewesen sein; aber schon die Überlieferung, Geiserich habe, als nicht legitimer Sohn des Godegisel von einer Sklavin, beim Tod seines Bruders und Vorgängers Gunterich dessen Witwe und Kinder umbringen lassen, ist nach moderner Durchleuchtung der Belege nicht bewiesen — auch wenn das vandalische Erbfolge-Gesetz, das, wie im Hause Osman, jeweils den Ältesten berief, zur Ausrottung von Brüdern und unerwünschten Neffen herausforderte und noch der letzte König Gelimer danach gehandelt hat.

Etwas suggestiv Unheimliches, wie bei Attila, muß um den früh durch einen Sturz mit dem Pferde verkrümmten Geiserich gewesen sein, den seine zähe Lebenskraft fast das neunzigste Jahr erreichen ließ. Nach dem Schlage gegen Rom war es ihm mehr um kluge Sicherung des Erreichten zu tun, einer Herrschaft, die sich in ihrer afrikanischen Basis auf ein Gebiet stützte, das von Hippo Regius, Cirta (Constantine), Tebessa bis zum Südrand der Großen Syrte begrenzt, im wesentlichen dem heutigen Tunesien entspräche, während das westlich angrenzende Numidien als ewig unruhiger Nachbar sich selbst überlassen blieb. Als Außenposten zur See wurden Korsika und Sardinien botmäßig gemacht, wogegen Sizilien immer ein Zankapfel blieb. Aber nicht von dort aus, sondern mit einem Zangenangriff von den verbliebenen spanischen Stützpunkten einerseits und von Tripolitanien andererseits versuchte der weströmische Kaiser Majorian endlich ums Jahr 460 einen ersten Gegenstoß, der kläglich scheiterte. Schlau suchte Geiserich gegen einen Wiederholungsversuch die

Anlehnung an Byzanz, und so kam es 462 zu einem Abkommen, in dem das dortige Kaiserhaus endlich die Ehe des vandalischen Thronerben Hunerich mit Eudoxia (IV) sanktionierte und Geiserich dafür die Mutter und die Schwester Placidia nach fast siebenjähriger Gefangenschaft zurückgab. Keine Partei konnte sich über die Haltbarkeit dieser Verständigung täuschen, und wiederum sechs Jahre später ging eine von Kaiser Leo entsandte mächtige byzantinische Flotte bei Kap Bon vor Anker, während eine Landarmee gleichzeitig von Tripolitanien aus angriff. Diesmal war die Lage bedrohlich, und Geiserich suchte einen Waffenstillstand — aber nur, um ein günstiges Umschlagen des Windes auf Nordwest abzuwarten, das ihm ermöglichte, kleine Brander auf die feindliche Armada loszulassen, die an der felsigen Küste völlig vernichtet wurde. Ein weiterer Versuch scheiterte in den Anfängen, und so fand sich Byzanz unter dem Druck näherliegender Sorgen, zumal bei Auftreten des Ostgoten Theoderich auf dem Balkan, mit den Gegebenheiten ab. Es blieb ein karger Trost, daß der unglücklichen Eudoxia zwei Jahre später die Flucht gelang, zu der es ihr an rechtgläubigen Helfern kaum gefehlt haben wird. Die Ehe mit Hunerich mag wenig Reize geboten haben — hatte er doch seine erste Gattin, eine Tochter des Westgotenkönigs, die ihm mißfiel, mit abgeschnittener Nase und Ohren heimgeschickt. Eudoxia beschloß ihr abenteuerreiches Leben zu Jerusalem, wie ihre Großmutter Eudoxia (II), die sich dort der Entdeckung der Ketten Petri gewidmet hatte (vgl. die Legenden über die Stiftung von San Pietro in vincoli).

Es bleibt reine Vermutung, daß der Einfluß von Mutterseite mitgesprochen haben könne, als ihr und Hunerichs Sohn Hilderich, der in seiner Jugend den Kaiserhof kennengelernt hatte und nach vandalischem Thronfolgerecht erst spät, wohl als hoher Sechziger, i. J. 523 zur Regierung kam, die inneren Spannungen seines Reichs durch einen milderen Kurs gegenüber den Nicht-Arianern zu bereinigen suchte. Es war dazu schon zu spät: der Gegensatz der Bekenntnisse machte die Masse der Bevölkerung zu Gegnern der dünnen Herrschicht und bei der ersten Krise zu geheimen Bundesgenossen der athanasiaschen Byzantiner. Wo es je zu Verbindungen zwischen Eroberern und Einheimischen gekommen war, fielen solche Ausnahmen gegenüber dem Gesetz der großen Zahl kaum ins Gewicht. Die fremdgebliebenen Machthaber waren als Ausbeuter und Genießer und mehr noch als Häretiker gehaßt.

Die gemeinsame Gefahr legte ihnen ein Bündnis mit den arianischen Ostgoten nahe; doch dem Bemühen Theoderichs, den Vandalenkönig Thrasamund durch Verbindung mit seiner Schwester

Amalfrida in seine bis Thüringen reichende Heiratspolitik einzubeziehen, war kein dauernder Erfolg beschieden: die nachbarliche Gegnerschaft beider auf Sizilien war stärker als ein solches Band, das bei Theoderichs Tod mit Amalfridas Flucht, ihrer Ergreifung in Gafsa und ihrem dunklen Ende zerriß.

Wenn Thrasamund, als drittem König nach Geiserich, eine größere Aufgeschlossenheit für geistiges Leben nachgerühmt wird, hat er doch keinen Musenhof und das ganze Vandalentum in Nordafrika kein bleibendes kulturelles Mal geschaffen. Der Vorwurf zügellosen Genießens mit der Folge entnervender Verweichlichung im nordafrikanischen Klima und dem damaligen Reichtum des eroberten Landes ist seinem Volk so einhellig bezeugt, daß darin sicherlich ein Hauptfaktor des Versagens gegenüber der i. J. 531 von Justinian unter seinem Feldherrn Belisar entsandten relativ kleinen Streitmacht zu finden ist. Innere Zwistigkeiten und Argwohn unter den Führenden kamen hinzu. Vielleicht waren die späten Anläufe Hilderichs, die Masse der katholischen Untertanen durch Duldung zu gewinnen, kein Zeichen der Schwäche, wie ihm die radikale Gruppe unter Führung seines Vetters Gelimer zur Last legte, sondern das Ergebnis staatsmännischer Einsicht. Hilderichs Sturz, dem bei Belisars Landung seine Ermordung und die seiner Nächsten folgte, hatte Byzanz den Anlaß zu diesem Einschreiten geliefert; daß Hilderich selbst die Feinde ins Land gerufen habe, wird wiederum in die Serie der üblichen Verratslegenden einzureihen sein.

Mißgriffe in Strategie und Taktik halfen bei der erstaunlich raschen Niederlage der Vandalen nach. Daß Belisars Landung nicht verhindert wurde, lag daran, daß das Gros der eigenen Flotte im kritischen Augenblick zu einer Nebenaufgabe nach Sardinien entsandt worden war. Auch danach liest man von keinem ernsthaften Versuch, dem Byzantiner die Verbindungen zur See abzuschneiden. Da vom Gesamtpotential vandalischer Waffenfähiger ein großer Teil im Heere stand, reichte die restliche Zahl schwerlich zur vollen Bemannung der Flotte aus, für die allein bei der Sardinien-Expedition 120 Schiffe mit je 50 Mann genannt sind. Mochte man bei Geiserichs Taten an eine Wandlung des alten Reitervolks zu „Seeschäumern“ nach Wikingerart denken, so spricht doch die Wahrscheinlichkeit dafür, daß für die Matrosendienste die mit der See vertrauten Küstenbewohner mit herangezogen waren, die nun beim ersten Zeichen des Mißerfolgs wandend wurden.

Doch auch in den beiden Schlachten zu Lande, die den Feldzug

so rasch entschieden, besaß die Vandalenreiterei nicht mehr die alte Kraft als Kerntruppe.* Daß König Gelimer, der zuvor als der „starke Mann“ der unentwegten Arianer seinen Vorgänger beseitigt hatte, nach dem Reitertod eines seiner Brüder, (dem bald ein zweiter folgte), die Nerven als Schlachtenlenker verloren habe, macht auch den weiteren Bericht glaubhaft, daß er in seiner letzten Zuflucht in den maurischen Bergen belagert, den Sieger schließlich um ein Stück Brot für seinen Hunger, einen Schwamm für seine Tränen und um eine Leier gebeten habe, um sein Leid zu beweinen — und dann, im Triumph in Byzanz vorgeführt, seine Tage als Ehrengefangener seiner Feinde beschloß, während sich sein Volk spurlos verlor.

Literaturhinweise

Christian Courtois: Les Vandales et l'Afrique, Paris 1955. Nachdruck 1964 bei Scientia Verlag, Aalen.

Lucien Musset: Les invasions: les vagues germaniques. Nouvelle Clio, Band 12, Paris 1965.

Robert Latouche: Les Grandes Invasions et la Crise de l'Occident au Ve Siècle. Aubier, ed. Montaigne.

Hans-Joachim Diesner: Das Vandalenreich — Aufstieg und Untergang. Urban-Bücherei, Stuttgart 1966.

Ludwig Schmidt: Geschichte der Vandalen. Beck, München 1942.

Hinsichtlich der dogmatischen Zerwürfnisse dieser Epoche in den nordafrikanischen Gemeinden verweisen wir auf den Beitrag von Ulrich Mann: Glanz und Elend des römisch-afrikanischen Christentums, der in Heft 1970/4 erschienen ist, wie auch auf die kirchengeschichtliche Sachliteratur.

Von den meist überholten Geschichtswerken Felix Dahns („Die Könige der Germanen“, Leipzig 1880), und deren Einzeldarstellungen in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“) bleibt immerhin die Arbeit über „Procopius von Caesarea“ wichtig. In gewisser Weise beklagenswert ist, daß durch einen Autor und Forscher vom einstigen Range Felix Dahns in einem völlig geschichtswidrigen Tendezroman, und ohne den großen Schwung, der seinen „Kampf um Rom“ ungeachtet mancher Schwächen auszeichnet, unter Umkehrung aller Fakten eben dieser Gelimer gar als der tragische Germanenheld geschildert ist, der nur durch klerikale Arglist zu Fall kommt. Mit den verhängnisvollen Auswirkungen einer solchen Schau auf die Jugend der Jahrhundertwende und deren Folgezeit befaßt sich die ausgezeichnete literarkritische Durchleuchtung durch Hanno Helbling, „Goten und Vandalen — Wandlungen der historischen Realität“ (Frez und Wasmuth, Zürich 1954).

* Hinsichtlich der Einzelheiten des Feldzuges dürfen wir auf die Darstellung Dr. K. Bachtelers in Heft 4/1966 der Karawane mit den Zitaten aus Prokops „Vandalenkrieg“ verweisen.

WESTROM

I. Römische Kaiser

Theodosius I.

gest. 395

OSTROM

Honorius
gest. 423

Gallia Placidia
gest. 450
(423 Regentin)

⊙
(1) Athaulf
gest. 415
(2) Constantius
gest. 423

Arcadius
gest. 408

⊙
Eudoxia (I), fränk. Abkunft

Theodosius II.
gest. 450

⊙
Eudoxia (II) Aelia „Athenais“
gest. 462 in Jerusalem

Pulcheria „Augusta“
gest. 453

⊙
Marcianus Kaiser 450–457

Honorina
gest. in Haft

Valentinian III.
gest. 455

⊙
Eudoxia Licinia (III)
455 nach Karthago entführt
462 nach Konstantinopel entlassen

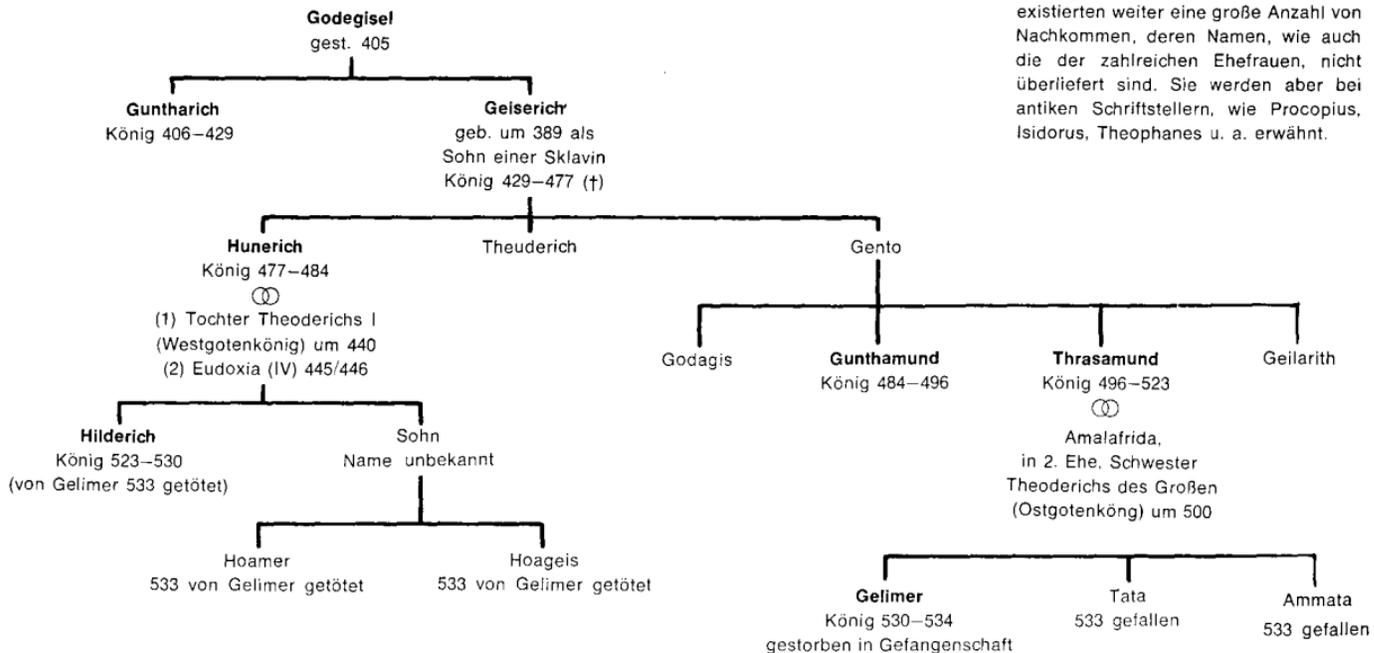
Petronius Maximus

⊙
Placidia
455 nach Karthago entführt
462 nach Konstantinopel entlassen

⊙
Anicius Olybrius
gest. 472

⊙
Eudoxia (IV)
(1) Palladius (455)
(2) Hunerich (455/462)
472 Flucht aus Karthago
gest. in Jerusalem

II. Vandalenkönige



Bemerkung zu der Stammtafel

Neben den hier aufgeführten Personen existierten weiter eine große Anzahl von Nachkommen, deren Namen, wie auch die der zahlreichen Ehefrauen, nicht überliefert sind. Sie werden aber bei antiken Schriftstellern, wie Procopius, Isidorus, Theophanes u. a. erwähnt.

DIE BERBER

Vorgeschichte

Etwa 10 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung (Epipaläolithikum) entstanden im Maghreb zwei Kulturen, das Ibéromaurusien und das Caspien. Repräsentiert wurde das Ibéromaurusien von Menschen eines cromagnonähnlichen Typus, das Caspien durch einen mediterranen Typus.

Die Kultur des *Ibéromaurusien*, das trotz seines Namens nichts mit der Iberischen Halbinsel zu tun hat, läßt sich in den Küstengebieten nachweisen, vom Golf von Gabés bis zur Atlantikküste Südmarokkos, greift aber auch in die Gebiete des Atlas über. Die Menschen dieser Kultur haben uns keine Kunstgegenstände hinterlassen.

Die Kultur des *Caspian* tritt zunächst, jeweils mit Ausschluß der Küstengebiete, in Mitteltunesien und Ostalgerien auf, dringt aber dann auf die Hochebenen Algeriens bis nach Oran und in Richtung auf die Sahara vor. Der Mensch des Caspien hat eine Kunst entwickelt, die in Gestalt von Gravierungen und Kleinplastik auf uns gekommen ist.

Im *Neolithikum* (ab ca. 4 500 v. Chr.) tritt schließlich eine Vermischung der Träger dieser beiden Kulturen ein, wobei sich vor allem der Typus des Menschen des Caspien durchsetzt. Das „Produkt“ dieser Vermischung bezeichnet man heute als maghrebinischen Teil der Vorfahren der heutigen Berber. In seiner Existenzform hat sich der Mensch in dieser Zeit vom Jäger zum Hirten und Bauern weiterentwickelt. Das „Neolithikum mit Caspien-Tradition“ breitete sich weit aus: Von den Küsten des Mittelmeeres bis zum Senegal, von Marokko bis nach Libyen. Aus dieser Epoche stammen auch die herrlichen Felsbilder aus dem Gebiet des westsaharischen Atlas. Zusätzliche Impulse und wahrscheinlich auch Bevölkerungssteile kamen in dieser Zeit aus dem Osten dazu, vielleicht sogar bis aus Mesopotamien und Südarabien, worauf auch sprachliche Einflüsse im Altlibyschen hinweisen. Auch gibt es Beweise dafür — auf Grund von Keramikfunden — daß bereits im Neolithikum Schiffsverbindungen nach Spanien, Frankreich und Sizilien bestanden haben. Die Bevölkerung, die aus diesen Vermischungen entstanden ist, wird als „Protoberber“ bezeichnet.

Im 2. und 1. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung treten neben die archäologischen Funde die ersten schriftlichen Dokumente. Es

beginnt die *Frühgeschichte* des Maghreb, gleich geprägt durch den Einbruch kriegerischer Rinderhirten und Pferdezüchter aus der Sahara, den späteren Garamanten und Getulern. Etwa ab dieser Zeit kann man von *Berbern* sprechen.

Ebenfalls seit Beginn der Frühgeschichte verstärken sich die Einflüsse von außen, Keramikfunde und Grabbauten beweisen dies. Der Westen des Maghreb, etwa das heutige Marokko, unterliegt seit dem 2. Jahrtausend starken Einflüssen von der Iberischen Halbinsel, das Gebiet Algeriens und Tunesiens wird von Sardinien und Süditalien beeinflusst, und die ersten Seefahrer aus dem Orient, Vorläufer der Phönizier, tauchen an den Küsten Nordafrikas auf. Von dieser Zeit an sind die überwiegend sesshaft gewordenen Berber eng verknüpft mit Europa, dem Orient, aber auch mit Innerafrika.

Die Berber in historischer Zeit

Ins Licht der Geschichte treten die Berber schließlich in der Antike, u. a. die „Libyer“ in der Cyrenaika in den Auseinandersetzungen mit den Pharaonen Ägyptens, den griechischen Kolonien und den Ptolemaiern, die „Numidier“ in Tunesien und im Atlasgebiet Algeriens durch die Kämpfe mit Phöniziern und Puniern, Römern, Vandalen, Byzantinern und schließlich die „Mauretanier“ in Marokko. Alle diese Einwanderer, Eroberer und Kolonisatoren hinterließen starke Spuren, entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung nahmen vor allem Phönizier, Punier und Römer. Mehrere Jahrhunderte lang beherrschte so das römische Weltreich die Ebenen und Küsten Nordafrikas, besiedelte oder errichtete über 500 Städte, legte Straßen an und machte eine gut ausgebaute Landwirtschaft zur Grundlage des Wohlstandes der nordafrikanischen Provinzen. Nomadisierende Berberstämme wurden angesiedelt, einzig die gebirgigen Landesteile, vor allem in Mauretanien (Marokko), wurden nie völlig unterworfen. Und von hier ging schließlich im 2. und 3. Jahrhundert beim einsetzenden Niedergang der militärischen und politischen Macht Roms der Angriff der Berberstämme aus, am Anfang sicherlich reine Raubzüge, später jedoch mit der politischen Zielsetzung der Errichtung eigener Reiche.

Unterbrochen wurde diese Entwicklung durch den wohl einschneidendsten Einschnitt in der Geschichte der Berber — das Auftreten der Araber und des Islam. Tripolitaniern und Tunesien (Ifriqiya) gingen den Byzantinern bis zum Jahre 670 verloren (Karthago fiel endgültig allerdings erst 698). Im Jahre 681 wurde dann von der arabischen Invasion zum ersten Mal die Atlantikküste erreicht und gleichzeitig damit begonnen, die Ber-

ber zu unterwerfen. Dies gelang allerdings erst in harten Kämpfen (große Berberaufstände 683 und 740—742). Aber auch unter den Arabern gewannen Selbstständigkeitsbestrebungen der teilweise rasch islamisierten Berber sofort wieder an Boden, als die Herrschaft der Omayyaden 750 zusammenbrach. Arabisch-berberische Kleinstaaten entstanden, in weiten Teilen des Landes herrschte Stammesanarchie. Der sich bereits in römischer Zeit immer mehr abzeichnende Hang zum Nomadentum wurde immer stärker und gelangte schließlich durch die Invasion der Beduinenstämme der Beni Hilal, Sulaim und Macqil im 11. Jahrhundert, die zur Verwüstung der fruchtbaren Küstenebenen führte, zum Durchbruch. Erst das Berberreich der Almorawiden bedeutete das Ende der „dunklen Jahrhunderte“ im Maghreb. Die Berber selbst kennen und kannten keinen eigenen Namen für ihr Volk, nach der arabischen Invasion wurden sie als „barâbir“ oder „berâber“ bezeichnet, abgeleitet vom lateinischen „barbari“. Sie selbst kennen nur Bezeichnungen für einzelne Stämme mit verschiedenen Dialekten. Dabei lassen sich vier große Stammesgruppen unterscheiden. Den nomadisierenden Zenâta, Sanhâdja und Tuâreg (die im übrigen als Einzige eine Schrift besitzen) stand dabei von Anfang an die größte und vielleicht älteste Berbergruppe gegenüber, die sesshaften Masmûda.

Die Sanhâdja

stießen in der Mitte des 11. Jahrhunderts als Pferdenomaden vom Rand der Sahara nach Mauretanien vor, als Kämpfer des Islam (Almorawiden) und geführt von tatkräftigen Stammeshäuptlingen. Von ihrer neuen Hauptstadt Marrakesch aus dehnten sie sich über ganz Marokko und Teile Algeriens aus und setzten schließlich nach Spanien über, wo die Herrschaft der Almorawiden über fünfzig Jahre andauerte (bis 1150). Die Berber wurden damit zum ersten Male Träger eines großen Staates. Eine neue, größere Bewegung brachte ihr Reich zum Einsturz, der berberische Stammesverband der

Masmûda

nahm ihren Platz ein. Als sesshafte Bauern bewohnten diese vor allem die südlichen Gebiete Marokkos, bis sie in schweren Auseinandersetzungen bis zum 10. Jahrhundert von den Zenâta- und Sanhâdja-Nomaden aus den Ebenen verdrängt wurden. Muhammad Ibn Tumart, überzeugt von der Notwendigkeit geistiger und moralischer Reformen des Islam im Maghreb, führte die Masmûda gegen die herrschenden almorawidischen Sanhâdja. 1147 fiel Marrakesch in seine Gewalt. Als Träger der almohadischen Bewegung eroberten die Masmûda ein Reich, das ganz

Nordafrika bis an die Grenzen Ägyptens und Spaniens umfaßte. Es hielt sich bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts und löste sich dann in kleine Teilreiche auf. Das Erbe der Masmûda übernahmen im Maghreb die

Zenâta

mit Hilfe der Reste des Beduinenstammes der Beni Hilal. Unter der Dynastie der Meriniden leiteten sie im 14. Jahrhundert eine neue Blütezeit ein und förderten Kunst und Wissenschaft.

Der Verfall der Berberreiche und der Rückstrom der andalusischen Flüchtlinge nach Nordafrika leitete schließlich den dritten Abschnitt der Arabisierung der Maghrebstaaten ein, bedingt durch die kulturelle Überlegenheit dieser Flüchtlinge. Die Kraft des berberischen Nordafrika war erschöpft, und bis zum 16. Jahrhundert bestand schon die auch heute noch vorhandene Dreiteilung Tunesien, Algerien und Marokko, die getragen wurde von arabisch-berberischen Dynastien, bis das Ende mit dem Einbruch der Osmanen kam (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts).

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde — Vorsitzender G.-Prof. Dr. Kurt Bachteler — herausgegeben von Peter Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Nummer 3, 1970, kostet für Einzelbezieher DM 3.30 Jahresabonnement für 4 Nummern DM 10.—. An die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

Bildnachweise:

Dr. Helmut Hell: S. 7, 10, 11, 14; Archiv Karawane: S. 9, 12, 13, 26, 27, 37, 48, 52; Dr. Jürgen Lehmann: S. 17, 18, 19, 21 oben, 22, 23, 24; Peter Albrecht: Titelbild, S. 21 Mitte, 29, 30, 33, 38, 44; Dr. Franz-Ulrich Simon: S. 34, 35, 40 unten; Karten A. K. Lutz/Archiv Karawane: S. 13, 27, 37, 52; Peter Schimmel/Archiv Karawane (nach Entwürfen der Autoren): S. 28, 32, 36, 39, 40 oben, 42, 46, 49, 50; Entwurf Stammtafeln S. 59 und 60: Dr. Wilhelm Kohlhaas.

Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen 1970/71

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, 7140 Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, anzufordern.

KARAWANE - STUDIENREISEN FRÜHJAHR 1971

71/3-H

Römische und Islamische Kunst in Algerien

13. 3. — 27. 3. 1971 Reiseleitung: Dr. Vera Hell

Flug: Frankfurt — Algier — Annaba. Bus: Annaba — Hippo Regius — Constantine (3 Übernachtungen, Ausflüge nach Tiddis und Djemila) — Tebessa — Timgad — Biskra — Bou Saada — Algier (2 Übernachtungen) — Tipasa — Cherchell — Oran — Tlemcen (2 Übernachtungen, Ausflüge nach Bou Medine, Mansouria, Ain el-Hout) — Oran. Flug: — Oran — Algier — Frankfurt.

Vollpension

ca. DM 1875.—

71/3-F

Römische und Islamische Kunst in Tunesien

4. 4. — 18. 4. 1971 Reiseleitung: Oberstud.-Dir. Arnold K. Lutz

Flug: München — Tunis (4 Übernachtungen, Besuch des Bardo-Museums, Ausflug Karthago, Thuburbo Majus, Dougga, Ain Tounga). Bus: Nabeul — Hammamet — Sousse — Monastir — Mahdia — El Djem — Sfax — Gabes — Matmata — Medine — El Kantara — Hara Kebira — Houmt Souk — Insel Djerba — Gafsa — Tozeur — Nefta — Thelepta — Sbeitla — Kairouan — Tunis. Rückflug: Tunis — München.

Vollpension

DM 1525.—

71/7-C

Römische Städte und Islamische Kunst in Marokko und Spanien

3. 4. — 17. 4. 1971 Reiseleitung: Stud.-Rat Wolf-Dieter Rudolph

Flug: Frankfurt — Málaga. Bus: Málaga — Algeciras. Schiff: Ceuta. Bus: Tetuan — Xauen — Fès — Volubilis (röm. Stadt) — Moulay Idris — Meknes — Rabat — Mehdiya — Thamusida — Banasa (röm. Ausgrabungen) — Basra — Larache — Lixus (römisch-karthagische Stadt) — Asilah — Tanger. Schiff: Algeciras. Bus: Cádiz — Sevilla — Córdoba — Granada — Málaga. Flug: Málaga — Frankfurt.

Halbpension (in Marokko Vollpension)

DM 1385.—

71/2-W

Kreuzfahrt zu den Säulen des Herkules

4. 4. — 18. 4. 1971 mit MTS „Jason“

Wissenschaftliche Reiseleitung:

Univ.-Prof. Dr. Helmut Blume (Geographie), Tübingen, u. a.
Reiseroute: Bahn: München — Genua. Schiff: Genua — Tarragona/Paseo arqueológico/Grabmal der Scipionen/St. Creus — Alicante/Elche — Málaga/Granada — Cádiz/Sevilla — Tanger/Xauen/Tetuan — Ceuta — Mahon (Menorca)/Ciudadela — Cagliari (Sardinien)/Barumini/Nora — Palermo/Monreale — Bari/Castel del Monte/Alberobello — Venedig. Bahn: Venedig — München.

Alles, auch Landausflüge, volle Verpflegung während der Kreuzfahrt und Logbuch, sowie Reiseausfallkosten-Versicherung, eingeschlossen.

Ab und bis München

ab DM 980.—



**BÜRO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE
KARAWANE-STUDIENREISEN**

7140 Ludwigsburg · Bismarckstraße 30 · Telefon 071 41 / 2 30 87